PB Tijdschrift: Beilage Kosmos

Aflevering n° 5 wehle

~~GROOTE~~
KLEINE Portefeuille.

Serie: ~~2 n° 622~~.

Serie: ~~6 n° 778~~.

Serie: ~~4 n° 57~~.

~~Serie: 5 n° 235~~.

Serie: ~~1 n° 411~~.

Prof. Dr. K. Weule

Die Kultur der Kulturlosen



Jagdszene: Straußenherde von einem Buschmann überlistet. Buschmannmalerei auf einer Felswand im Herschelgebiet (Kapkolonie).

STUTTGART
KOSMOS · GESELLSCHAFT DER NATURFREUNDE
GESCHÄFTSSTELLE: FRANCKH'SCHE VERLAGSHANDLUNG
M 1.–

Die Kultur der Kulturlosen

Die Kultur der Kulturlosen

Ein Blick in die Anfänge menschlicher Geistesbetätigung

Von

Dr. Karl Weule

Direktor des Museums für Völkerkunde und
Professor an der Universität zu Leipzig

Mit 3 Tafeln und zahlreichen Abbildungen nach Originalaufnahmen und Originalzeichnungen von K. Reinke

---

Stuttgart

Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde
Geschäftsstelle: Franckh'sche Verlagshandlung

Stuttgarter Setzmaschinen-Druckerei, G. m. b. H., Stuttgart.

Vorwort.

In Zeiten eines allgemeinen Interesses an den Funden und Ergebnissen der Urgeschichtsforschung, einer erfreulichen Neubelebung der Anthropologie und einer hauptsächlich durch unsere koloniale Betätigung wachgerufenen Teilnahme weitester Kreise an den Geschehnissen auf dem Felde der Völkerforschung wird ein Blick in die Anfänge der menschlichen Kultur stets auf sein Publikum rechnen dürfen. Auf eine bloße Übersicht über die Formen dieses ältesten Kulturbesitzes habe ich mich gleichwohl nicht beschränken zu dürfen geglaubt, so sehr das die Aufgabe erleichtert hätte. Gleichartige Geräte, übereinstimmende Sitten und parallele Anschauungen finden sich in kaum übersehbarer Fülle so auffällig über das weite Erdenrund und durch die gesamte Menschheit verteilt, daß sich schon früh die Frage nach der Ursache dieser Parallelen erhoben hat, ohne daß jedoch bisher eine Einigung der beiden hauptsächlichsten Richtungen erzielt worden wäre. „Hie Adolf Bastian und Völkergedanke!" ertönt der Ruf auf der einen Seite; „Hie Friedrich Ratzel und Entlehnung!" schallt es von der andern zurück. Und gewappnet mit dem schweren Rüstzeug eines von Tag zu Tag unübersehbarer werdenden Beobachtungsmaterials stehen die aufmarschierten Scharen der Ethnologen einander gegenüber.

Eine endgültige Lösung jenes großen Rätsels darf der Leser auf einem verhältnismäßig so kleinen Raum, wie ihn die Kosmosbändchen darbieten, billigerweise nicht erwarten. Andererseits zwingt die Sachlage, wie sie durch die überraschenden neuerlichen Ergebnisse der prähistorischen Archäologie mit ihrem Hineinleuchten selbst in die Tiefen des Tertiärs geschaffen worden ist, zwingen die Prinzipien der neueren Rassenforschung mit ihrer Abkehr vom bloßen Nebeneinander der menschlichen Varietäten zugunsten des biologisch folgerichtigeren Nacheinanders der einzelnen Menschheitsschichten den Ethnographen, den Methoden jener verwandten Disziplinen zu folgen,

indem er auch seinerseits vom entwicklungsgeschichtlichen Gedanken Gebrauch macht. Ich halte in der Tat dafür, daß wir nur sozusagen von unten her an jene alte Festung herankommen können; wir müssen erst den uralten Allgemeinbesitz der Menschheit an materiellen und geistigen Errungenschaften nicht allein auf seine Bestandteile untersuchen, sondern sogar die Erwerbung jeder einzelnen zu verfolgen streben, bevor wir an die andere und höhere Aufgabe herantreten, alle weiter oben liegenden Übereinstimmungen und Verschiedenheiten erklären zu wollen. Ja, in letzter Linie läuft es sogar darauf hinaus, zunächst überhaupt einmal die Grenze zwischen Mensch und Tier einwandfrei festzustellen, um mit einiger Aussicht auf Erfolg weiterschreiten zu können.

Jener Allgemeinbesitz ist nun unerwarteterweise keineswegs geringfügig; außer der Sprache, dem Feuer, der Waffe und dem Werkzeug umfaßt er eine ziemlich lange Reihe von Techniken, Gebräuchen und Anschauungen. Insgesamt ist auch das alles bereits Kultur, insofern es den Menschen über das Tierreich erhebt. Aber im Verhältnis zu jener blütenreichen Oberschicht, wie sie die einzelnen Kulturkreise und in diesen wieder die einzelnen Völker mit ihren tausendfältigen Sonderentwicklungen darstellen, ruft jene Urschicht gleichwohl noch fast den Eindruck der Kulturlosigkeit hervor. Daher der zunächst paradox anmutende Titel.

Von dem ganzen Allgemeinbesitz hat in diesem Bändchen lediglich das Feuer und seine Erwerbung durch den Menschen behandelt werden können. Das dürfte manchem recht wenig erscheinen; wie der Leser aber ersehen wird, eröffnen sich bereits bei der Betrachtung dieses einzigen Gegenstandes so zahlreiche Ausblicke auf die Gesamtentwicklung der menschlichen Kultur, daß ein schnelleres Durcheilen gerade dieses Eroberungsgebietes unseres erwachenden Genius dem Büchlein nur geschadet haben würde. Die Beleuchtung der übrigen ersten Errungenschaften werden wir uns für später vorbehalten müssen.

Leipzig, im August 1910.

K. Weule.

I.

Volk und Völkerkunde.

Rasselnd fährt der Zug in die Endstation der Ugandabahn ein. Das ist Port Florence, wie es die Engländer nennen, Kissumu, wie es im Lande selbst heißt. Der Zug hat eine lange Fahrt hinter sich. Fast tausend Kilometer hat er seit Mombassa zurückgelegt, hat breite Steppengürtel durchquert und ist an 2300 Meter hoch gestiegen; höher als irgendeine unserer Alpenbahnen. Jetzt ist er am Ziel: undurchdringlich breitet sich eine dicke Staubschicht über die Wagen; langsam, als sei sie von der langen Fahrt ermüdet, zieht die Maschine zum Rangieren von dannen.

Auch die Reisegesellschaft im Innern des Zuges selbst ist nicht übermäßig interessiert ans Endziel gelangt. Sechsundvierzig Bahnstunden sind schon für das kühle Europa eine beträchtliche Zeit; unter dem Äquator lassen sie selbst das lebhafteste Gespräch über die Vorzüge englischer und die Rückständigkeit deutscher Kolonialpolitik erlahmen. Ein anderes Unterhaltungsthema gibt es ja nicht in diesen Breiten.

Der Zug hält. Von rechts blinkt die weite, glitzernde Fläche des Victoria-Njansa herüber; eine Werft und ein Dock begrenzen sein Ufer, und ein stattlicher, eleganter Dampfer harrt der Aufnahme der Reisenden. Doch die werfen jetzt noch kaum einen Blick auf das eine oder andere, so sehr jeder einzelne den Anblick jener großartigen Wasserfläche mitten im dunkeln Weltteil ersehnt und erstrebt hat. Welch schwarzes Gewimmel ist das aber auch rechts und links neben den Geleisen! Eingeborene sind doch den Reisenden jetzt, am Ende der Fahrt, wirklich nichts Neues und Ungewohntes mehr; man ist durch Ukamba gefahren, hat im Lande der Kikuyu Station gemacht, hat die überlangen, mageren Gestalten der Massai angestaunt und die Nandi geschaut. Was kann es also sein, was hier einen neuen,

im ersten Augenblick noch unerkannten und fast unbewußten Reiz ausübt?

In der nächsten Sekunde erschüttert eine dröhnende Lachsalve aus vielen Männerkehlen die Luft. Wie kann eine wohllöbliche englische Regierung es aber auch verantworten, die Bevölkerung eines ganzen Landes im ungetrübtesten Naturzustande herumlaufen zu lassen! Warum nimmt sie nicht wenigstens Kissumu aus, das mit seinem doch schon fast internationalen Reiseverkehr wirklich kein Boden mehr für paradiesische Zustände ist! Und nun gleich gar Männlein und Fräulein; beide gleich unbekleidet oder doch nur mit dem Allernotwendigsten bedeckt. Daß so etwas in der heutigen Menschheit überhaupt noch vorkommen kann! Und sozusagen dicht am Wege.

Ja, es kommt wirklich vor, wie sie alle sehen, wie die Prüden unter ihnen sehr wider Willen sehen müssen. Häufiger sogar, als mancher von ihnen annimmt; doch nicht so allgemein, wie unsere altüberkommene Schulweisheit es sich träumen läßt.

Überhaupt diese von einer Generation zur andern weitergeschleppten völkerkundlichen Vorstellungen! Für uns Ältere gab es vom Indianer nur zwei Typen: den unstet in den Wäldern des Ostens streifenden Jäger und Fischer der Cooperschen Lederstrumpfgeschichten und die auf feurigem Mustang ebenso ruhelos über die Prärie dahinsprengende Rothaut des Westens. Vom mittel- und südamerikanischen Indianer wußten wir nichts, und wenn wir von ihm hörten, so interessierte er uns nicht, da er weder Trapper bekämpfte noch Büffel erlegte.

Ob das ethnographische Interesse an Mittel- und Südamerika in der langen Zwischenzeit gewachsen ist, vermag ich nicht zu beurteilen. Anzunehmen ist es, da die zahlreichen Reisen der Forscher in beiden Gebieten ja doch nicht ganz ohne Wirkung geblieben sein können. Vom nordamerikanischen Indianer hingegen weiß ich aus der eigenen Praxis als Hochschullehrer, daß er bei uns noch immer der alte ist. Das ist auch ganz erklärlich, denn die Quellen, aus der die Jugend von heute schöpft, sind im wesentlichen dieselben wie die von uns Älteren verschlungenen Bücher und Hefte. Daß in Wirklichkeit fast alle Indianer neben der Jagd und dem Fischfang als fest ansässige Leute mehr oder weniger Ackerbau trieben, und daß gerade die Rothäute par excellence, die Irokesen- und Algonkin-

stämme, ganz hervorragende Bauern waren, wie es die Pueblos, die Pima, die Yuma u. a. noch heute sind — wer weiß das außer den Fachleuten, und wen würde das auch interessieren? Unsere Jungen sicherlich nicht. Und fast wäre es auch schade, wenn das wildphantastische und romantische, dabei allerdings falsche Bild der alten Zeit durch das exakte, aber nüchterne der modernen Amerikanistik ersetzt würde.

Auch den Chinesen schützt noch immer seine Große Mauer gegen die zudringliche Außenwelt; seine jahrtausendelange Abgeschlossenheit ist sprichwörtlich geworden. Höchstens daß man ihm seit den letzten Wirren und Kriegen einige schwache Anläufe zum Fortschritt nachsagt. Doch auch die werden hie und da nur als vorübergehende Regung aufgefaßt. Für uns Abendländer ist und bleibt China nun einmal der Inbegriff selbstgewollter Isolierung und völliger Erstarrung; man kann mit Sicherheit vorhersagen, daß jener alte Nimbus mit dem Augenblick eine erhebliche Einbuße erleiden wird, wo man bei uns erkennt, daß jene Abgeschlossenheit, im Grunde genommen, zu keiner Zeit bestanden hat, daß vielmehr fremde Einflüsse auf den Gebieten der Kunst und der Religion und damit doch auch auf anderen Gebieten des Volkslebens seit Jahrtausenden tätig gewesen sind, das Gesamtbild fortwährend zu verändern.

Unser ethnographisches Volkswissen hinkt also unzweifelhaft den gesicherten Ergebnissen der Wissenschaft nach. Im Zeitalter der Kolonien ist das nicht gerade erhebend, und ebensowenig verträgt es sich mit dem Zeitalter der ethnographischen Museen. Freilich ist nicht jede Stadt und nicht jedes Dorf in der Lage, sich ein Institut leisten zu können, das sich bemüht oder doch bemühen sollte, uns die Kulturen fremder Völker, schön gegliedert und übersichtlich angeordnet, zum Vergleich mitten in die eigne Kultur zu setzen. Indessen, wir reisen ja doch alle, und wennschon es ein alter Erfahrungssatz ist, daß der Einheimische freiwillig selten oder nie in die Säle mit den vielen kuriosen Dingen gerät — bei Gelegenheit eines Freundesbesuchs ereilt ihn sein Schicksal schließlich doch. Damit aber ist beiden geholfen; oder könnte es wenigstens sein.

Wir Deutschen erfreuen uns zurzeit so zahlreicher Völkermuseen wie keine andere Nation der Erde, die Vereinigten Staaten vielleicht ausgenommen. Allen voran schreitet der Riese Berlin. Die Macht- und Geldmittel eines großen Staates und die tatkräftige Fürsorge

weitblickender Männer haben dem Berliner Museum für Völkerkunde eine solche Fülle von Kulturgütern aus aller Herren Ländern und erfreulicherweise auch aus den herrenlosen Gebieten zugeführt, daß es sich vermutlich als eine nahezu lückenlose Enzyklopädie der gesamten Ethnographie entpuppen wird, sobald einmal die längst geplanten Räume eine würdige und übersichtliche Anordnung des Materials gestatten werden. Die übrigen deutschen Museen sind in weniger großem Rahmen gehalten, doch erfüllen auch sie ihren Zweck: den der Belehrung weiterer Kreise über die tausend Varianten der menschlichen Kultur im allgemeinen und deren Eigenarten im besonderen, in vollkommen zufriedenstellender, ja zum Teil glänzender Weise. Nicht wenig tragen dazu die prächtigen Bauten bei, die für die Zwecke der Völkerkunde zu errichten Städte wie Leipzig, Bremen, Hamburg, Lübeck, Köln und Stuttgart förmlich gewetteifert haben oder zurzeit wetteifern. In Dresden und Frankfurt a. M. haben die Sammlungen sogar in wirklichen alten Palästen, dem Zwinger und dem alten Bundespalais, ein Heim gefunden.

An Gelegenheit zu schauen und zu lernen fehlt es also nicht in deutschen Landen; doch wird, so muß man sich fragen, von dieser Gelegenheit auch so ausgiebig Gebrauch gemacht, wie es der Gegenstand verdient? Man darf es billig bezweifeln. Selbst über unsere Kolonien und ihre Eingeborenen herrschen noch heute, wo wir bereits ein volles Vierteljahrhundert hindurch Kolonialpolitik betreiben, und wo Deutsch-Südwestafrika und Deutsch-Ostafrika uns durch blutige Kriege und langwierige Aufstände doch wahrlich schmerzlich genug ans Herz gewachsen sind, unterhalb eines gewissen Niveaus in unserem Volke Anschauungen, die nicht reifer sind als die von 1885, der Gründungszeit unseres Kolonialreichs. Damals sang man höchst gefühlvoll: „Nach Afrika, nach Kamerun, nach Angra-Pequena", wobei man Ostafrika, „Südwest" und Togo frischweg mit dem verschwommenen Universalbegriff Kamerun verschmelzte, sofern man sich überhaupt die Mühe gab, an bestimmte Gegenden des damals allerdings noch wirklich recht dunkeln Erdteils zu denken. Auch heute noch kommt es nicht gar zu selten vor, daß der Weiße in Deutsch-Ostafrika von seinen Bekannten daheim gebeten wird, dem gemeinsamen Freunde in Windhuk oder Epukiro bei der nächsten Begegnung (gedacht ist wohl an den sonntäglichen Frühschoppen) doch ja die besten Grüße zu übermitteln. Und daß die verflixten Hottentotten

und Herero in Kamerun gar nicht unterzukriegen seien, war in den drei Jahren unseres letzten Kolonialfeldzugs eine Klage, über die man sich ihrer Häufigkeit wegen schließlich gar nicht mehr zu wundern brauchte. Der alte Universalbegriff Kamerun spukt eben noch immer in diesen Köpfen.

Angesichts unseres vielgerühmten Unterrichtssystems sind derartige Vorkommnisse ein starkes Stück; aber sie sind immer noch verständlich und demgemäß auch verzeihlich gegenüber der wahrhaft ungeheuerlichen Unkenntnis alles dessen, was die Völkerverhältnisse von Ländern angeht, die uns räumlich oder politisch ferner stehen als unsere Schutzgebiete. Was wir Museumsleute in dieser Beziehung vor unseren Schränken und Schaukästen gelegentlich im Vorbeigehen zu hören bekommen, ist — doch ich will nicht aus der Schule plaudern, unsere jungen Institute möchten sonst vor der Zeit mißliebig werden, wozu um so weniger Veranlassung vorliegt, als uns Vertretern unserer Wissenschaft die Verantwortung für jenen betrübenden Zustand zu einem nicht geringen Teil selbst zur Last fällt. In der Tat hat es die Völkerkunde recht wenig verstanden, den Weg zum Herzen der großen Menge zu finden, der bisher noch immer bewährtesten Methode zur weiten Verbreitung von Kenntnissen. Auf der anderen Seite verdient es allerdings Beachtung, daß bis heute keine unserer Unterrichtsanstalten bis zur Universität hinauf die amtliche Unterweisung in einem Fache vorsieht, das, wie die Völkerkunde, neben höchstem kulturgeschichtlichen Interesse doch auch einen nicht zu unterschätzenden praktischen Wert besitzt. Ein Volk, das sich mit allen Kräften bemüht, seine Handelsbeziehungen bis in die entlegensten Winkel der bewohnten Erdoberfläche auszudehnen, sollte nicht erst des Hinweises bedürfen, daß die Grundlage alles Wettbewerbes mit andern Nationen vor allem in der genauen Kenntnis der Eingeborenen jener Länder, ihrer Psyche und ihrer Kultur besteht.

II.

Ethnographische Parallelen.

Dem Mangel völkerkundlicher Kenntnisse in seinem ganzen Umfange zu steuern, können diese kleinen Bändchen unmöglich berufen sein; eine allgemeine Völkerkunde von heute wird stets, selbst wenn

sie aus der Unsumme der bekannten Tatsachen auch nur die allerwesentlichsten und typischsten herausgreift, ein Werk von sehr erheblichem Umfange bilden, ganz abgesehen davon, daß es im 20. Jahrhundert auch dem Gelehrtesten unter uns nicht mehr gelingen dürfte, den gewaltigen Stoff in allen seinen Teilen mit überall gleicher Sicherheit zu meistern. Was wir hier bringen können, sind im besten Fall Einblicke in gewisse Abschnitte und Teile der menschlichen Kulturentwicklung und knappe Übersichten über bestimmte Formen des materiellen und des geistigen Kulturbesitzes der sogenannten Naturvölker. Und auch da heißt es sich noch weise beschränken. Welche Mannigfaltigkeit bietet allein die Technik auf jenen Stufen dar! Welche Formenfülle die Gebiete der Waffen und Geräte, des Schmuckes und der Kleidung, der Bauwerke, der Verkehrsmittel! Wie buntgestaltig sind die primitiven Formen der Wirtschaft und der Gesellschaft; wie verschiedenartig die der Religion! Ja, selbst die Kunst jener mißachteten Völker überrascht durch die Reichhaltigkeit und Eigenart ihrer Erscheinungsformen. Insgesamt gleicht das Ganze, sofern es für einen solchen Erscheinungskomplex überhaupt Vergleichbares gibt, einer in voller Lenzespracht prangenden Aue. Blume reiht sich an Blume; prächtige, leuchtende hier, einfache, bescheidene dort; alles im fröhlichsten Wechsel bunt



Abb. 1. Mangake Chiboke, der große Fetisch der Mayombe, Westafrika.
(Original im Leipziger Völkermuseum.)

durcheinander und Kelch an Kelch geschart. Ein wogendes Meer ohne Anfang und Ende, ohne jeden festen Punkt.

Und doch walten auch hier die Mächte der Ordnung und der Entwicklung. Mit stets wachsendem Erfolg hat die Wissenschaft die Verwandtschaft und organische Zusammengehörigkeit so manches Grüppchens festgestellt, sozusagen die einzelnen Pflanzen zu Arten, die Arten wieder zu Gattungen geordnet. Ins Ethnographische übertragen, will das besagen, daß sie die bei den verschiedensten Völkern der Erde auftretenden Besitztümer der gleichen oder ähnlichen Gerätschaften, der gleichen oder ähnlichen Sitten und Gebräuche auch auf den gleichen Ursprung zurückgeführt hat. Dabei hat die Völkerkunde zwei ganz verschiedene Wege eingeschlagen. Die eine Schule unter der Führung des 1905 verstorbenen Altmeisters der Ethnologie, Adolf Bastian, erklärt die Übereinstimmungen aus einer der ganzen Menschheit gemeinsamen gleichen geistigen Veranlagung, die unter gleichen Bedingungen auch die gleichen Kulturerzeugnisse hervorbringe, ja hervorbringen müsse. Die andere, von Friedrich Ratzel geführte Schule läßt die Gleichheit der geistigen Veranlagung nicht ohne weiteres und als alleiniges Prinzip gelten, sondern will in jedem einzelnen Fall erst untersuchen, ob die Übereinstimmung nicht auch durch Entlehnung zu erklären ist. Ratzel denkt dabei durchaus nicht jedesmal an gewaltige Völkerwanderungen, in deren Gefolge das betreffende Gerät oder eine bestimmte Sitte von einer Erdgegend zur anderen übertragen worden sei, sondern betont, daß wir es in den meisten Fällen mit einem bloßen Durchsickern zu tun haben, das unter gewissen Umständen sehr rasch, unter andern wieder äußerst langsam vor sich gehen kann, das aber gleichwohl im Laufe langer Zeiträume ganze Erdteile zu durchdringen, ja schließlich die ganze Erde zu umspannen vermag.

Eine Stellungnahme für die eine oder die andere Anschauung ist nicht ganz leicht. Dem Dritten im Bunde und gegenwärtigen Nestor unter den Ethnographen, Richard Andree, verdanken wir zwei inhaltreiche Bücher mit dem Titel: „Ethnographische Parallelen und Vergleiche.“*) In ihnen schildert ihr trefflicher Verfasser, dem von allen lebenden Völkerkundlern keiner die Palme der ausgebreitetsten und umfassendsten Materialkenntnis streitig machen kann, in Hunderten

*) R. Andree, Ethnographische Parallelen und Vergleiche. Stuttgart 1878. Neue Folge, Leipzig 1889.

und Tausenden von Beispielen, wie Kulturähnlichkeiten der mannigfaltigsten Art bei den verschiedensten Völkern der Erde vorkommen. So ist der Glaube an glückliche und unglückliche Tage über die ganze Erde verbreitet. „Ihr sollt nicht auf Vogelgeschrei achten noch Tage wählen," gebietet Mose (III. 19, V. 26) und erwähnt damit eine der ältesten Arten des Aberglaubens, die sich bis zum heutigen Tage erhalten hat und, wie Andree bemerkt, in ihrer universellen Verbreitung als ein Zeugnis für die Einheit des menschlichen Geistes dasteht. Bei den alten Römern wurde im ganzen schönen Monat Mai als einem Unglücksmonat keine Ehe eingegangen, und noch heute verläßt der

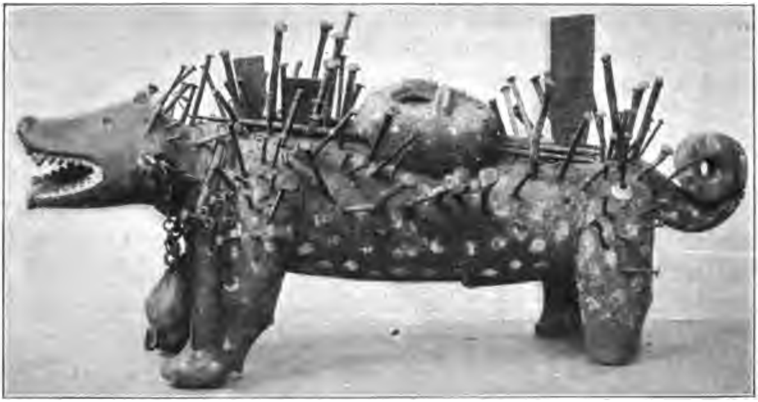


Abb. 2. N'Kozzo, der Dorfbewacher. Fetisch der Bawili, Westafrika.
(Original im Leipziger Völkermuseum.)

deutsche Matrose höchst ungern an einem Freitag den heimischen Hafen, da er für den Erfolg der Fahrt unter diesen Umständen fürchtet. Selbst unser landläufiger Schulanfang an einem Dienstage geht in letzter Linie auf den Glauben, der Montag sei ein Unglückstag, zurück. So aber ist es in aller Welt. Auch der sogenannte Angang ist nahezu universal. Das ist der Glaube, daß gewisse Tiere, Menschen oder Sachen, auf die man frühmorgens, wenn der Tag noch frisch ist, beim ersten Ausgang stößt, Heil oder Unheil bedeuten und dazu mahnen, das Unternehmen fortzusetzen oder aber es aufzugeben.

„Eine Spinne am Abend ist erquickend und labend.
Eine Spinne am Morgen bringt Kummer und Sorgen,"

sagt das deutsche Sprichwort und drückt damit ganz allgemein aus, was sonst für die verschiedensten anderen Glücks- und Unglücksbringer gilt: daß eine Herde Schafe Unglück, eine Herde Schweine Glück bringt; daß unsere Jäger rasch, aber höchst mißvergnügt kehrtmachen, wenn ihnen beim Angang ein altes Weib begegnet, u. dgl. m. Die Katze, die einem über den Weg läuft, oder der Hase, der dasselbe tut, sind zweifellos die bekanntesten Beispiele dieser Art bei uns.

In dasselbe Kapitel gehören dann noch die Sitten des Anhäufens von Steinmassen auf Gräbern verehrter Toter oder an bestimmten Wegstellen, das ebenfalls nahezu universal ist, der Glaube an Werwolf und Vampyr, Speiseverbote, besonders für das weibliche Geschlecht, der Glaube an geheimnisvolle Fähigkeiten der Schmiede, die überall, wo es Eisen gibt, im Geruche stehen, mehr zu können als die anderen. Ganz allgemein ist sodann der Sympathiezauber. Fühlt sich in der Oberpfalz das Mädchen von ihrem Schatz betrogen, so zündet es um die Mitternachtszeit unter allerlei Beschwörungen eine Kerze an und sticht nun mit Nadeln in diese hinein, wobei es spricht: „Ich stech' das Licht, ich stech' das Licht, ich stech' das Herz, das ich liebe.“ Dann muß der Ungetreue sterben. Und fühlt sich die Japanerin von ihrem Gatten hintergangen, so erhebt sie sich nachts, kleidet sich phantastisch an und heftet das Bild des Treulosen im Tempelgarten an einen Baum, wo sie es mit einem Nagel durchbohrt. An der Stelle, wo dieser eingeschlagen wird, empfindet der treulose Mann Schmerzen. Schlägt man in Mecklenburg Sargnägel in die Fußspuren eines Diebes, so muß der sterben. An der Loangoküste in Westafrika, nördlich von der Kongomündung, wird sogar das ganze Kulturbild förmlich durch diesen Sympathiezauber bestimmt. Das Leipziger Völkermuseum besitzt eine außerordentlich reichhaltige Sammlung von Holzfiguren, die Menschen und allerlei Tiere darstellen. Sie alle sind über und über bespickt mit einheimischen spitzigen Eisenstücken und europäischen Drahtnägeln, die dem Ganzen das wildphantastische Aussehen verleihen, wie es in den Abbildungen 1 und 2 zutage tritt. Manche dieser sogenannten Fetischfiguren haben den Tod von Hunderten von Eingeborenen auf dem Gewissen. Damit hat es folgende Bewandtnis. Fühlt sich jemand benachteiligt, sei es durch Diebstahl oder durch Krankheit oder dergleichen, so geht er zum Besitzer einer solchen Figur, vor allen Dingen derjenigen, die im Rufe steht, am kräftigsten

und wirksamsten zu sein. Nach Erlegung des üblichen, durchaus nicht geringen Honorars — die afrikanischen Zauberer verstehen ihr Geschäft — werden die Verdächtigen veranlaßt, je einen Nagel in die Figur zu treiben. Wer sich schuldlos fühlt, wird das mit ruhigem Gewissen tun; wehe aber dem Schuldigen! Über ihn würde der Geist des Fetisches gewaltig ergrimmen, falls auch er sich erdreistete, dem Geiste Schmerzen zu verursachen. So wagt der Schuldige den Einschlag nicht und ist damit entdeckt.

Das sind einige wenige Beispiele aus der schier unübersehbaren Fülle der ethnographischen Parallelen, wie sie Andree in jenen beiden Büchern niedergelegt hat. Im allgemeinen steht jener Forscher auf Bastianischem Standpunkt, sieht also die gleiche geistige Veranlagung der Menschheit als die Ursache der gleichen Erscheinungen an; in besonderen Fällen, wie dem des bekannten bösen Blicks, der sein Hauptzentrum in der weiteren Umgebung des Mittelmeeres hat, läßt jedoch auch er die andere Anschauung gegenseitiger Beeinflussung als vollberechtigt gelten. Allen in sich geschlossenen Provinzen gegenüber wird man füglich auch nicht anders handeln können.

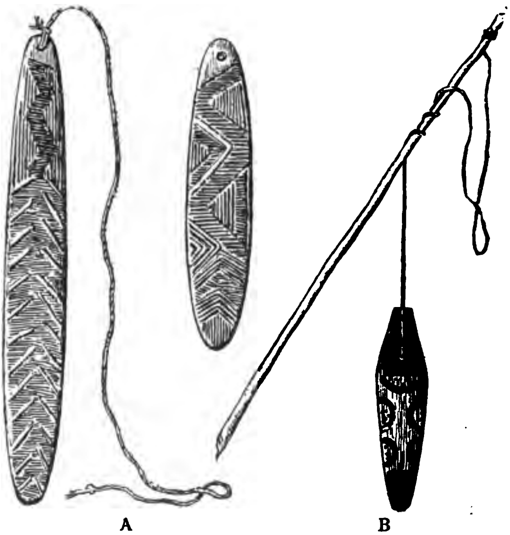


Abb. 3. A Australische Schwirrhölzer. B Schwirrholz der Bororó, Brasilien.

Um so schwieriger gestaltet sich die Stellungnahme zu jenen Erscheinungen, bei denen diese räumliche Geschlossenheit nicht besteht, die vielmehr regellos über die verschiedensten und voneinander entlegensten Teile der Erde verstreut zutage treten. Ein ständiger Gast auf den Weihnachtsmärkten mancher unserer Städte ist oder war doch bis vor kurzem der Waldteufel; sein knarrendes Geräusch

gab dem lustigen Treiben erst die richtige Weihnachtsstimmung. Recht verschieden von ihm in der Form, aber von derselben Wirkung, sind nun über viele Teile der Erde Gerätschaften verstreut, die wir Ethnographen unter der Bezeichnung Schwirrholz (Abb. 3—5) zusammenfassen. Es sind längliche, flache Holzstücke, meist von der Form eines Fisches, dessen eines Ende an einer Schnur befestigt wird, mit deren Hilfe man das Brett um den Kopf wirbelt. Das geschieht entweder direkt, das freie Schnurende in der Hand, oder aber indirekt mittels eines Stockes, an dem jene Schnur befestigt ist. Je nach der Drehungsgeschwindigkeit wechselt der Ton, der im allgemeinen dem dumpfen Summen einer Hornisse ähnelt, nach Höhe und Tiefe.

Dieses Schwirrholz findet sich in folgenden Erdgegenden. In Neuguinea ist es auf den Osten beschränkt, spielt dort aber auf allen Festen eine große Rolle. Im Malaiischen Archipel tritt es vereinzelt als Spielzeug auf. In Ozeanien fehlt es bis auf Neuseeland, wo es früher dem Wetterzauber diente. In Australien ist es hingegen ganz allgemein. In Afrika kannte man es aus dem Süden und in Yoruba, westlich vom unteren Niger; als Kinderspielzeug habe ich es 1906 vereinzelt auch im Süden Deutsch-Ostafrikas gefunden. In Amerika endlich ist es, wenn auch ebenfalls nur sehr lückenhaft, aus beiden Hälften des Erdteils bekannt. Desgleichen von den Eskimo, wo es den Kindern als Spielzeug dient.

Als solches benutzen es auch heute noch die Kinder Altenglands. Vergleicht man damit den Gebrauch, den das Instrument bei den meisten Naturvölkern erfährt, so gewinnen wir den Ausblick auf einen Vorgang, der sich innerhalb der Menschheit seit jeher abgespielt hat und auch noch heute fortdauernd zu beobachten ist. Gegenwärtig ist der Bogen bei uns ausschließlich Kinderspielzeug; nur in Belgien, Frankreich, England und der Schweiz ist er wieder zum Sportgerät geworden. Einst war er dagegen die ernste Kriegswaffe der wehrhaften Männer, ebenso wie die Armbrust, die heute ebenfalls nur noch in der Hand des Knaben den Bolzen verschießt. Beide Waffen sind für den Kriegsgebrauch der zivilisierten Völker seit langem durch andere, wirksamere Waffengattungen überholt; sie sind aus den Händen der Krieger verschwunden, haben sich aber bezeichnenderweise in den Händen der Jugend erhalten, die mit ihnen noch immer in derselben Weise hantiert wie zu der Zeit, wo der Knabe spielend übte, was er als Mann auf dem

Schlachtfelde blutig betätigen sollte. Fortschrittlich ist also lediglich die Oberschicht gewesen; die untere ist absolut konservativ geblieben. Die Jugend hat sich den Zug absoluten Beharrens auch ohne Gefahr für sich selbst bewahren können, denn der vervollkommte Bau unserer modernen Kriegswerkzeuge erfordert wohl die angespannte und unausgesetzte Übung des Mannes während seiner Dienstzeit, also eine verhältnismäßig kurze Spanne im Menschenleben, nicht aber eine von früher Jugend an benötigte, wenn auch zunächst spielerische tägliche Übung, wie sie der Bogen tatsächlich bedingt.



Abb. 4. Australier mit Schwirrholz.

Für Erscheinungen solcher Art, also das Herabgleiten eines bestimmten Geräts oder einer Sitte aus dem Gebrauch der Erwachsenen in die Welt des Kindes herunter, besitzen wir einen eigenen Ausdruck, den wir dem ausgezeichneten englischen Ethnologen Edward B. Tylor verdanken. Tylor hat diese Zeugnisse eines einst allgemeineren und weiteren Gebrauchs treffend „survivals“ genannt, zu deutsch: Überlebsel, ein Ausdruck, der außerordentlich treffend und daher mit Recht in unseren Sprachgebrauch übergegangen ist. Solche Überlebsel sind nun keineswegs auf uns und unsere Vollkultur mit ihrem ausgeprägten Recht des Fallenlassens so manchen alten Gebrauchs beschränkt, sondern sie lassen sich auch bei Naturvölkern beobachten; in Polynesien und Mikronesien z. B. sind Bogen und Pfeil ebenfalls längst zum Jugend=

spielzeug geworden; höchstens dienen sie den Erwachsenen gelegentlich noch als Jagdwaffen auf Ratten und anderes Kleingetier. Sie sind den Händen der Männer dort entglitten, weil es auf den meist kleinen Inseln eine Hochjagd nicht gibt, und weil der Seekrieg auf schwankendem Boot eine Schußwaffe von der Art des Bogens nicht duldet.

Auch das Schwirrholz ist hie und da, nämlich überall, wo es heute in den Händen der Knaben beobachtet wird, bei den Naturvölkern bereits Überlebsel; so im Malaiischen Archipel, in Ostafrika, bei den Eskimo. Überall, wo es sonst auftritt, dient es dagegen viel ernsteren Zwecken. Man glaubt in seinem dumpfen, unheimlich summenden Ton entschieden etwas Außermenschliches, Überirdisches, Geisterhaftes zu hören, sozusagen eine Mitteilung aus einer anderen Welt, und so dient es bei den mannigfachen Festen und Feiern der Naturvölker, von denen man bestimmte Stammeselemente fernhalten will, gern als Abschreckungs- und Warnungsmittel. Fast immer sind es die Frauen, denen die Männer den Zutritt zu ihren Geheimbundfesten, den Knabenweihen, den Totenfeiern, Regenzaubern und dergleichen nicht gestatten wollen, und denen deshalb der Anblick des Instrumentes bei schweren Strafen, meist sogar der Todesstrafe, untersagt ist.



Abb. 5. Bororó mit Schwirrholz.

Woher aber rührt die regellose Verbreitung dieses eigenartigen

Instruments über die ganze Erde? Darf man hier wirklich an eine Wanderung von einem einzigen Ausgangspunkte denken, oder liegt es angesichts der ungeheuren, von den Naturvölkern doch erst recht nicht überschiffbaren Räume zwischen den einzelnen Verbreitungsgebieten diesmal nicht näher, die selbständige Erfindung des an sich ja recht einfachen Geräts ins Auge zu fassen? Unwillkürlich wird man in diesem Fall zu der einfacheren zweiten Erklärung greifen; allerdings übernimmt man damit im selben Augenblick auch die Verpflichtung, dann das Fehlen des Schwirrholzes bei allen übrigen Völkern des Erdballes zu erklären. Ein vielleicht ebenso schwieriges Problem.

Schwierigkeiten der hier kurz geschilderten Art werden wir immer von neuem vorfinden, sobald wir ins Leben und den Kulturbesitz der einzelnen Völker der Erde hineingreifen. Im schwankenden Kajak, dem „Grönländer", wie wir diesen Inbegriff eines leichten, praktischen Seefahrzeugs nennen, geht der Eskimo auf den Fang aus. Mit äußerster, durch unausgesetzte Übung erworbener Geschicklichkeit jede Klippe, jeden schwimmenden Eisblock vermeidend, ist er auf Wurfweite an sein Jagdwild, eine stattliche Klappmützenrobbe, herangerudert, die ruhig und unbekümmert daliegt, den Kopf emporstreckt und sich von der Dünung auf und nieder schaukeln läßt. Meisterhaft schildert Fridtjof Nansen in seinem „Eskimoleben"*) den Vorgang, wie er sich bei diesen Lebenskünstlern des Nordens täglich abspielt, weshalb wir nichts Besseres tun können, als dem ebenso bewährten Polarfahrer wie guten Menschenbeobachter einen Augenblick wörtlich zu folgen. „Doch auf einmal wird das Tier aufmerksam. Es hat den Reflex des Ruders gesehen und starrt nun den Feind mit seinen großen, runden Augen an. Der läßt das Ruder sinken und rührt kein Glied, während der Kajak lautlos weitergleitet. Der Seehund hat nichts Auffälliges entdeckt und verfällt wieder in seine frühere Sorglosigkeit. Er wirft den Kopf zurück, streckt die Schnauze in die Luft und badet sich in der Morgensonne, die auf seinem dunkeln, nassen Felle glänzt. Unterdessen nähert sich der Kajak schnell. Sooft der Seehund hinsieht, hält Boas (so der Name unseres Jägers) mit dem Rudern ein und bewegt keinen Muskel; doch sowie das Tier wieder die Augen fortwendet, geht

*) Leipzig und Wien 1903.

die Fahrt wie ein Strich vorwärts. — Er nähert sich auf Treffweite, legt die Harpune bereit, sieht nach, ob die Leine auf dem Kajakstuhl in Ordnung ist; noch ein Ruderschlag, und der Augenblick ist gekommen — da taucht der Seehund ruhig unter. Das Tier ist nicht erschreckt worden und wird folglich irgendwo in der Nähe wieder auftauchen. Er muß also warten. Das aber nimmt Zeit in Anspruch, denn der Seehund kann unglaublich lange unter Wasser bleiben, und dem Wartenden erscheint die Zeit noch länger. Doch der Eskimo besitzt eine bewundernswerte Geduld: ohne etwas anderes zu bewegen als den Kopf, der sich spähend nach allen Seiten dreht, sitzt er vollkommen regungslos da. Endlich zeigt sich ein wenig nach der Seite hin wieder der Seehundskopf über dem Wasser. Vorsichtig wendet Boas seinen Kajak, ohne von dem Tier bemerkt zu werden, und fährt ihm von neuem über den Wasserspiegel entgegen. Da plötzlich wird die Klappmütze aufmerksam, sieht ihn einen Augenblick starr an und taucht unter. Doch Boas kennt die Gewohnheiten der Seehunde von alters her und rudert nun in voller Fahrt nach der Stelle hin, wo das Tier verschwunden ist. Es dauert auch wirklich nur einige Sekunden, bis der Seehund wieder neugierig aus dem Wasser guckt. Nun ist er in Treffweite; Boas greift zur Harpune, führt sie nach hinten, noch ein kräftiger Ruck — und wie von einer Stahlfeder getrieben, schnellt sie sausend vom Wurfholz ab, die lange Fangleine, die förmlich durch die Luft wirbelt, mitschleppend. Der Seehund macht einen gewaltigen Satz, doch während er den Rücken zum Untertauchen krümmt, fährt ihm die Harpune bis zum Schaft in die Seite. Sein Hinterleib peitscht mit einigen gewaltsamen Schlägen das Wasser zu Schaum, und fort ist er, die Fangleine mit in die Tiefe ziehend. Unterdessen hat Boas das Wurfholz zwischen die Zähne genommen und blitzschnell die Fangblase hinter sich ins Wasser geworfen. Sie tanzt auf der Oberfläche hin, scheint aber bald untergehen zu wollen und tut es schließlich auch. Doch bald kommt sie wieder zum Vorschein, und Boas rudert ihr nach, so schnell das Ruder*) ihn vorwärts bringt. Unterwegs nimmt er den Harpunenschaft auf, den der Seehund abgeschüttelt hat, und der nun emporgetrieben ist. Die Lanze liegt wurfbereit da. Im

*) In der Übersetzung steht mehrfach die Ruder. Das ist ungenau, denn in Wirklichkeit wird der Kajak von allen Eskimo von einem einzigen Ruder bewegt, das allerdings östlich vom Mackenzie in zwei Blätter ausläuft.

nächsten Augenblick taucht die Klappmütze wieder auf. Wütend, daß an ein Entkommen nicht zu denken ist, wendet sie sich gegen ihren Verfolger, stürzt sich zuerst auf die Blase, zerfetzt sie und geht dann auf den Kajak los. Wieder liegt Boas im Anschlage. Das Tier krümmt den Rücken und schießt mit aufgesperrtem Rachen so schnell durch die Wogen, daß das Wasser braust. Jetzt kann ein Fehlwurf den Fänger das Leben kosten. Doch Boas erhebt mit der größten Gemütsruhe die Lanze und stößt sie mit einem kräftigen Ruck so tief in das offene Maul des Tieres, daß die Spitze aus dem Nacken wieder herauskommt. Die Klappmütze zuckt zusammen, ihr Kopf sinkt, aber im selben Augenblick richtet sie sich lotrecht im Wasser auf. Ein Blutstrom entquillt zischend dem weitgeöffneten Rachen, und sie stößt ein tiefes, wildes Gebrüll aus, während die Blase über ihrer Schnauze zu erstaunlicher Größe anschwillt. Sie schüttelt den Kopf so heftig, daß der Lanzenschaft bebt und hin und her schwankt, kann aber die Lanze weder abbrechen noch abschütteln. Im nächsten Moment stößt Boas ihr die zweite Lanze hinter der einen Vorderfinne durch Lunge und Herz; sie sinkt zusammen — der Kampf ist beendet."

Das hier nur beiläufig erwähnte Wurfholz ist ein Gerät, das für sämtliche Eskimo gleichwohl äußerst wesentlich für die Durchführung ihres harten Kampfes ums Dasein ist. Es ist hier im Norden ein 40 bis 50 cm langes, schmales Brett, dessen Handgriff zum Zweck unbedingt sicherer Führung genau der Anatomie der menschlichen Hand angepaßt ist. In der Regel ist auf seiner Oberfläche eine flache Rinne ausgespart, in die sich das hintere Ende des Harpunenschaftes oder aber ein Haken in seiner Mitte genau einfügt. Der Endzweck des Ganzen ist lediglich eine Verlängerung des menschlichen Arms: man will diesen Hebel verlängern, um auf diese Weise dem Wurfgeschoß eine größere Anfangsgeschwindigkeit und damit zugleich auch eine größere Durchschlagskraft zu sichern. Das wird denn auch im vollsten Maß erreicht, aber wie sinnreich, fast möchte man sagen genial, hat der arme, von uns hochmütigen Weißen so oft bedauerte und verachtete Eskimo allein die Abwurfvorrichtung konstruiert! Es würde einen großen Teil unseres mehr als sparsamen Raumes vorwegnehmen, wollten wir diese verschiedenen Konstruktionen schildern; das zu vermeiden, mag es genügen, die Hauptprinzipien hier in ein paar Skizzen (Abb 6.) darzustellen; im übrigen

beherbergt jedes bessere ethnographische Museum heute einen vollständig ausgerüsteten Eskimokajak. Sehr übersichtlich hat auch Nansen in seinem bereits genannten „Eskimoleben" diese Methoden dar-

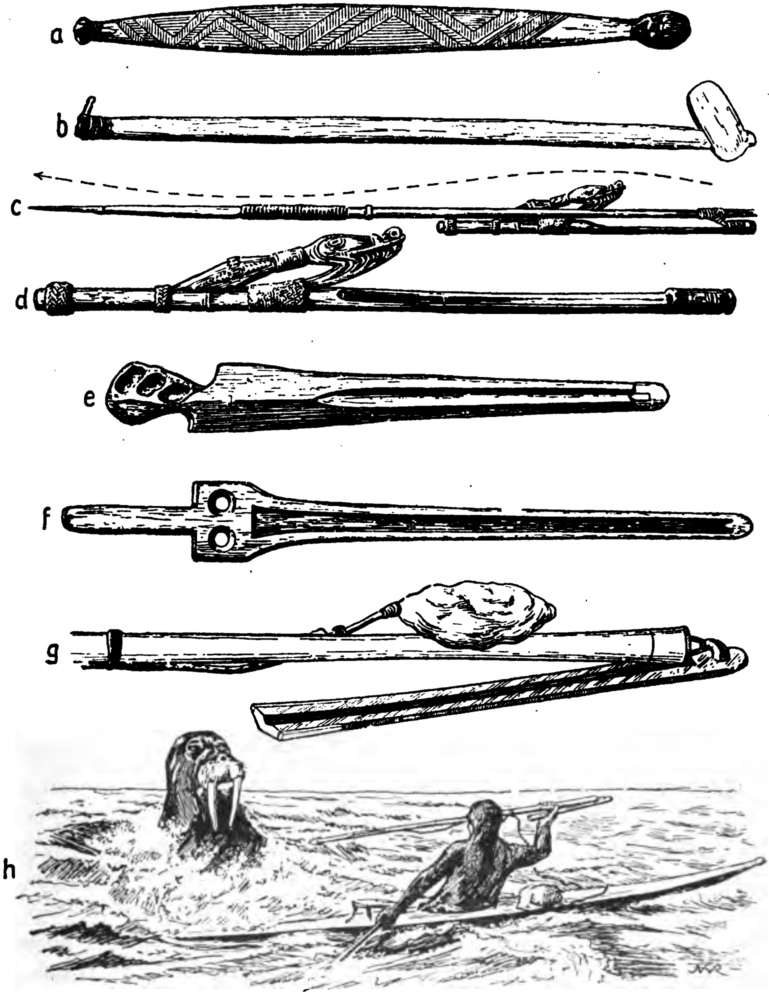


Abb. 6. Wurfhölzer.

a Nannine, Westaustralien; b Kap-York-Halbinsel, Australien; c, d Nordküste von Kaiser-Wilhelms-Land; e Alaska; f Mexiko; g Westgrönland und Labrador; h Walroßjagd eines Grönlandeskimo. (Nach Nansen.)

gestellt, und schließlich hat mein Schüler und Kollege Dr. Fritz Krause im 15. Bande des „Internationalen Archivs für Ethnographie" von 1902 dem Gegenstand zahlreiche Abbildungen gewidmet; wer sich also für dieses besondere Kapitel aus der Völkerkunde interessiert, kann sich auf Grund der reichhaltigen Literatur in bequemster Weise unterrichten.

Krause hat in der genannten Arbeit weiterhin festgestellt, daß das Wurfholz in irgendeiner Form nicht weniger als vier große Verbreitungskreise besitzt; außer den grönländischen und nordamerikanischen Eskimo haben es auch einige Völkerschaften des nordöstlichen Asien; in der Neuen Welt findet es sich sodann an einzelnen Stellen Mittelamerikas, im nordwestlichen Südamerika, bei den Inkaperuanern und in den weiten Ebenen des Amazonasgebiets. Die dritte Provinz sind Australien und einige Teile der mikronesischen und melanesischen Inselwelt. Schließlich ist das Wurfholz dann auch noch aus unserem heimischen Erdteil Europa nachgewiesen worden, doch nicht für die Gegenwart, sondern für die Zeit, wo das Renntier, das heute auf den äußersten Norden beschränkt ist, noch in großen Rudeln auf den Gefilden Frankreichs weidete, also in einer Epoche, wo die letzte große Vereisung langsam einem wärmeren Klima Platz zu machen begann. Diesen Zeitraum können wir ganz ruhig um Jahrzehntausende zurückdatieren.

Der Endzweck dieses Gerätes ist überall und zu allen Zeiten genau derselbe gewesen wie bei dem Eskimo von heute: man wollte und will dem Speer eine erhöhte Wirksamkeit gewährleisten. Diesem einheitlichen Zweck entspricht nun aber durchaus nicht eine Einheit der Form. Zwar ist die Stab- oder Brettform überall gewahrt geblieben, im übrigen aber haben die einzelnen Völker ihrer Phantasie anscheinend in üppigster Weise die Zügel schießen lassen. In Australien allein hat Professor von Luschan nicht weniger als ungefähr ein Dutzend verschiedene Typen unterschieden, stabförmige hier, breite Bretter, die uns deswegen ganz widersinnig erscheinen, weil sie der Luft doch einen sehr großen Widerstand entgegensetzen müssen, dort; in Südamerika sind es zierliche, kaum fingerdicke Stäbe; in Neuguinea endlich finden wir Bambusschäfte mit außerordentlich geschmackvoll in phantastischer Tierform geschnitztem Ansatzstück. Tatsächlich ist jedoch nicht menschliche Phantasie der Urheber und die Grundursache dieser Vielgestaltigkeit, sondern der Zwang der

Naturumgebung: man wird billig erwarten dürfen, daß der Bewohner der Tropen mit dem ihm zur Verfügung stehenden reichlichen Pflanzenmaterial wesentlich andere Formen schaffen wird als der Arktiker, der auf gelegentliches Treibholz angewiesen ist. Gleichwohl herrscht in der Verbreitung des Instruments insofern ein gemeinsamer Zug, als es auf Rassen und Völker beschränkt ist, die noch nicht zu dem ungeheuren Kulturfortschritt der Herstellung und des Gebrauchs des Eisens fortgeschritten sind; beim Neger Afrikas, der diese Technik seit Jahrtausenden besitzt, hat man es bisher vergebens gesucht, und in Asien hat man es nur dort gefunden, wo jenes Metall noch nicht bekannt war. Auch bei uns in Europa wird der Gebrauch des nacheiszeitlichen Wurfholzes in derselben Weise so zum Kinderspielzeug herabgesunken sein wie viele Jahrtausende später der Bogen, als die alten Franzosen bessere Waffen, vor allem Bogen und Pfeil, in die Hand bekommen haben.

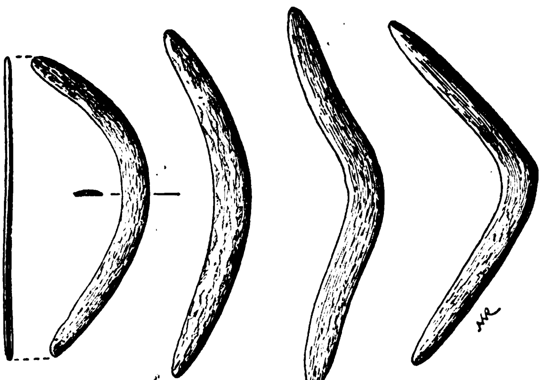


Abb. 7. Australische Bumerangs.

Das Wurfholz ist also ein Gerät, das wir unbedenklich dem Kindheitsalter der Menschheit zuschreiben müssen; denn was die Altfranzosen in der Renntierzeit, also vor 15 000 oder 20 000 Jahren, waren: ungemein primitive, unstet schweifende Horden, die das mit Wurfholz und Speer erlegte Wild gleich dort verzehrten, wo sie es zu Boden gestreckt hatten, das sind die Völker, bei denen wir die Speerschleuder noch gegenwärtig finden, mutatis mutandis auch heute noch; wo aber in historischer Zeit der Gebrauch des Holzes zurückgegangen oder aber ganz verschwunden ist, wie im nördlichen Mittelamerika und im südwestlichen Nordamerika, da waren die Träger des Gerätes ebenfalls nicht viel über jene primitive Stufe erhaben.

Mit der Zurückdatierung des Wurfholzes in diese Jugendzeit der Menschheit wird die Erklärung seiner sprunghaften Verbreitung

gleichwohl nicht einfacher. Einen gangbaren Weg finden wir hingegen vielleicht, indem wir noch kurz den Blick auf ein anderes, noch eigenartigeres Gerät richten, das jedermann kennt, über das aber trotzdem die falschesten Vorstellungen herrschen. Das ist der Bumerang (Abb. 7 und 8), jene berühmte Wurfwaffe des Australiers, von dem jedweder weiß, daß es im Wurf zu seinem Herrn und Meister zurückkehrt. Zu den falschen Vorstellungen gehört zunächst schon der Name. Bumerang heißt es bei keinem der australischen Stämme, sondern diese Bezeichnung ist entstanden aus dem Worte woomera, das aber nichts anderes bedeutet als die soeben von uns verlassene Speerschleuder. Was wir Bumerang nennen, hat in Australien ganz verschiedene Namen; parkan heißt es, auch wagno, knili, nur nicht Bumerang; immerhin ist dieser Ausdruck für die geschleuderte Waffe nun einmal in die Literatur und das Volksbewußtsein übergegangen, Grund genug, am Bestehenden nichts zu ändern. Die zweite Einschränkung betrifft sodann die berühmte Rückkehr zum Werfer. Selbstverständlich kann sie doch nur dann erfolgen, wenn das Geschoß sein Ziel verfehlt hat; im andern Fall wird es mit diesem zu Boden stürzen; aber wie außerordentlich häufig muß auch auf diesen Punkt hingewiesen werden! Der dritte Punkt betrifft schließlich die Verbreitung. Allgemein betrachtet man den Bumerang als auf Australien beschränkt; er gilt als die Charakterwaffe dieses Erdteils und als der Beweis seiner langen, langen Isolierung von der ganzen



Abb. 8. Australier, den Bumerang werfend.

übrigen Menschheit. Nun ist zwar dieser letzte Gedanke ganz richtig, nicht aber die andere Annahme der Beschränkung dieser Waffe auf Australien allein; die kehrt vielmehr auch in einzelnen Teilen Vorderindiens wieder, im Gudscherat und auch weiter im Osten, wo sie Spezialwaffe der Räuberkasten der Kallar und der Maravar gewesen ist; sie ist, nach Wandbildern zu urteilen, im alten Assyrien sogar reguläre Truppenwaffe gewesen und auf den Schlachtfeldern Ägyptens und Nubiens vom hohen Altertum an bis in die letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts geschleudert worden (Abb. 9). Allerdings ist diese Wurfkeule keine eigentliche Kehrwiederkeule wie der australische Bumerang, sondern nur eine Vorstufe, von der man bezweifeln muß, daß sie jemals zu ihrem Herrn zurückgekehrt ist. Aber die ungefähre Form der australischen Verwandten haben sie ausnahmslos;

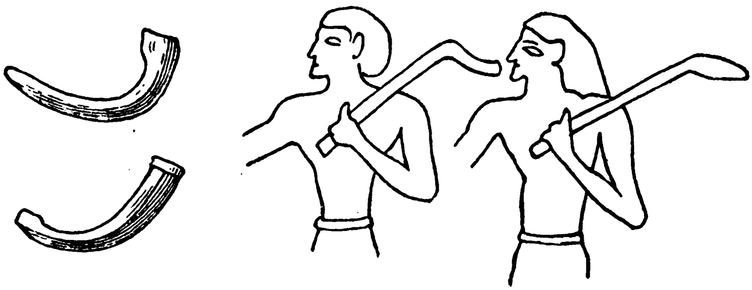


Abb. 9. A Altägyptische Krieger mit der Kehrwiederkeule. B Indische Kehrwiederkeulen. (Nach M. Jähns.)

was ihnen fehlt, ist die Schraubenwindung, die für den australischen Bumerang die Wirkung hat, daß er, richtig geworfen, zunächst steil in die Höhe steigt, um vom Scheitelpunkt seiner Bahn aus in gewaltigen und kaum zu berechnenden Kurven ungefähr in die Nähe des Werfers zurückzukehren. Die richtige Werfart besteht darin, daß man die Waffe mit der konkaven Seite nach vorn entweder in einem bestimmten Neigungswinkel auf die Erde oder aber direkt nach dem Ziel schleudert, und zwar derart, daß die drehende Schraubenbewegung von vornherein die Vorwärtsbewegung überwiegt. Im höchsten Maß interessant ist ferner, daß der treffliche, leider viel zu früh verstorbene Waffenkenner Max Jähns eine solche Kehrwiederwaffe auch für das alte Europa behauptet; es sei die in der alten

Literatur mehrfach erwähnte cateja gewesen, der ebenfalls die Eigenschaft angehaftet habe, beim Fehlwurf zum Schleuderer zurückzukehren. Für die Bekanntschaft unserer eigenen Altvorderen mit einem solchen Wurfgerät spräche auch der Mythus von Wotans Hammer Mjölnir, der ja gleichfalls zu seinem Gott zurückkehrte. Schließlich besitzt sogar die Neue Welt etwas entfernt Bumerangähnliches, indem das Volk der Moki im Südwesten der Vereinigten Staaten dem Kleinwild mit einem Wurfgerät nachstellt, das in Form und Flugbahn an die australische Waffe erinnert.



Abb. 10. Australier aus Queensland.

Aber scheiden wir die beiden letzten Fälle, den verbürgten neuweltlichen und den hypothetischen altgermanischen, einmal ganz aus — wie erklären wir das Vorkommen dieser eigenartigen und seltsamsten aller Angriffswaffen allein schon in dem verhältnismäßig kleinen und in sich geschlossenen Bezirk, den die Region von Australien im Südosten bis zum Zweistromland und Ägypten im Nordwesten innerhalb der gesamten bewohnten Erdoberfläche bildet? Zwischen Westasien und Nordostafrika wird man, insbesondere im Hinblick auf die sonstigen vielfach bezeugten Wechselbeziehungen zwischen den alten Kulturländern nördlich vom Persischen Golf und im Niltal, ohne weiteres an Entlehnung denken können. Auch das Gudscherat und Madras sind nicht als außerhalb dieser Möglichkeitsgrenze gelegen zu betrachten. Wie aber erzielen wir eine Verbindung Südasiens mit Australien? Wäre der Bumerang auch auf der großen

Inselbrücke, die von Hinterindien lückenlos nach Australien hinüberführt, vorhanden oder selbst auch nur noch in Spuren nachweisbar, so könnte der Zusammenhang durch Entlehnung selbstverständlich ebenfalls als erwiesen gelten. Leider ist das nicht der Fall, sondern zwischen den Ländern der Drawida und der Neuholländer klafft eine gewaltige Lücke, in der kein Volk und keine Rasse nachweisbar jemals eine Kehrwiederwaffe geworfen hat. Also, so müssen wir demgemäß wohl schließen, ist der Bumerang hier wie dort eigene Erfindung, ebenso wie der Wurfknüppel jener Moki auch? Kaum öffnet sich der Mund, um die Frage in diesem Sinne zu bejahen, flugs ist auch schon wieder der alte Einwurf da: Ja, aber warum ist er dann ausschließlich auf diese vereinzelte Zone beschränkt? Warum haben ihn nicht auch andere Völker unter gleichen oder ähnlichen Naturbedingungen? Warum z. B. nicht die Buschmänner und Hottentotten Südafrikas und die außertropischen Bewohner Südamerikas?

Also ein erneuter, vergeblicher Versuch, einer Lösung näherzukommen. Auf diese Weise gelangen wir in der Tat zu keinem Ziel; dazu müssen wir tiefer greifen, menschheitsgeschichtlich wie auch erdgeschichtlich. Da will es nun ein gutes Geschick, daß gerade der Bumerang und seine Verbreitung eine ganz ausgezeichnete Grundlage für die Anwendung und Erprobung der einzuschlagenden Methode bildet. Von vielen Beobachtern, auch anthropologisch ganz unbefangenen und von vorgefaßten Rassentheorien ganz unbeeinflußten, ist immer von neuem sowohl auf die physiognomische Ähnlichkeit wie auf die rassenanatomische Übereinstimmung des Australiers mit der alten, vorarischen Bevölkerungsschicht des südlichen Vorderindien, den Drawida, hingewiesen worden; andere wieder, wie Semon und Klaatsch, betonen gar eine sehr starke rassenbiologische Übereinstimmung zwischen dem Australier und uns Europäern. In der Tat kann man sich, wenn man einmal eine Reihe guter Australierbilder (Abb. 10) betrachtet, nur schwer des Eindrucks erwehren, daß zwar die Unterschiede in der Kulturhöhe zwischen jener Rasse und uns sozusagen unendlich sind, daß aber so mancher jener mehr als armen Kerle, in europäische Gewandung gesteckt, sehr wohl unter uns weilen dürfte, ohne durch seinen Habitus aufzufallen.

Erklärlicherweise hat man auf derartige Behauptungen und Hinweise nur wenig Gewicht gelegt, solange die Menschheit noch als eine sehr jugendliche, nicht über das Diluvium zurückreichende

Lebenserscheinung galt — wie hätte man auch angesichts der seit jenem Zeitalter nur wenig oder gar nicht veränderten Landverteilung in der Umrandung des Indischen Ozeans die beiden Gruppen der Drawida und der Australier zusammenbringen sollen! Heute stehen wir auf Grund so vieler neuer Ergebnisse auf den Gebieten der vergleichenden Anatomie, der Anthropologie und der Urgeschichte jedoch auf dem Standpunkt, daß der Mensch durchaus nicht so jung ist, daß er ganz offensichtlich in den dem Diluvium vorgelagerten Zeitraum des Tertiärs zurückreicht, ja, daß er, wenn man der Ansicht der „Fortschrittlichsten" unter unseren modernen Anthropologen, Männern wie Klaatsch, Schoetensack u. a., folgen will, zum mindesten seine körperliche Entwicklung schon innerhalb der letzten Hälfte dieses Tertiärs im wesentlichen zum Abschluß gebracht haben muß.

Mag man nun diese letzte Anschauung teilen oder sie, bevor nicht unzweifelhafte tertiäre Belege vorliegen, als verfrüht ansehen oder aber sie auch ganz wegwerfen — mit dem heute ganz allgemein als notwendig anerkannten Abstieg in die geologische Vergangenheit gewinnen wir gleichwohl die notwendige feste Grundlage, auf der neben der Anthropologie auch die Ethnographie mit voller Aussicht auf Erfolg weiterbauen kann. Zunächst die Anthropologie.

III.

Neue Lehren der Anthropologie.

Wir Erwachsenen von heute sind allesamt groß geworden mit dem Bewußtsein eines bloßen Nebeneinanders aller Menschenrassen. Ob uns die alte Blumenbachsche Einteilung mit ihren fünf Rassen, des weißen Kaukasiers, des gelben Mongolen, des schwarzen Äthiopiers, des roten Amerikaners und des braunen Malaien, eingeprägt wurde oder einer der zahlreichen anderen Einteilungsversuche, stets haben sowohl unsere Lehrer wie wir auch das beruhigende Bewußtsein gehabt: alle diese Gruppen und Rassen sind gleichwertig, weil in ihrer besonderen Ausprägung gleich alt. Daß dieses Nebeneinander in Wirklichkeit nur ein Endzustand sein könnte, wobei der Entwicklungsweg jeder einzelnen dieser Rassen ganz besonders geartet und auch länger oder kürzer gewesen sein könnte als der der anderen, ist

seinerzeit niemand in den Sinn gekommen. Bei dem damaligen Stande der Biologie konnte es das auch nicht.

Die Anthropologie von heute lehrt nun gerade das Gegenteil. An die Stelle des früheren bloßen Nebeneinanders verschiedener Menschenrassen setzt sie ein Nach- und ein Nebeneinander, d. h. sie erkennt zwar nach wie vor die Einheit und Einheitlichkeit der Menschheit an, findet aber, daß ihr heutiger Bestand sich zusammensetzt aus Teilen, von denen die einen sich von der allen Menschen gemeinsamen Urform, die wir mit aller Wahrscheinlichkeit ziemlich tief ins Tertiär setzen müssen, in bestimmten Richtungen sehr weit differenziert haben, während die anderen dieser Urform verhältnismäßig näher geblieben sind. Jene haben sich sozusagen „hinaufgepflanzt", um einen Nietzscheschen Ausdruck zu gebrauchen, die anderen hingegen sind stationärer geblieben. Ein solcher Vorgang hat an sich durchaus nichts Befremdliches; man kann ihn sehr wohl mit dem Schicksal moderner menschlicher Familien vergleichen, von denen die eine im Laufe verhältnismäßig kurzer Zeit körperlich, geistig und wirtschaftlich unaufhaltsam in die Höhe steigt, während die andere, vielleicht nahe verwandte, sich in derselben Zeit nicht im mindesten emporarbeitet; sie klebt am Boden der menschlichen Gesellschaft, die andere steigt zur höchsten Höhe empor. Für die rein körperliche Entwicklung und Entwicklungsmöglichkeit sprechen die Anthropologen von einer bestimmten Variationsbreite, die noch heute jeder Rasse eigentümlich ist. Sie verengt sich naturgemäß mit der zunehmenden Differenzierung der Menschheit für jede einzelne Rasse immer mehr, muß also bei der Ausgangsform unserer Spezies am größten gewesen sein.



Abb. 11. Mongolin. (Nach Photographie im Besitz des Museums für Völkerkunde zu Leipzig.)

Mit anderen Worten ausgedrückt, will das besagen, daß diese für uns einstweilen noch nicht bestimmbare Urrasse alle körperlichen Eigenschaften besessen haben muß, die wir heute bei den Einzelrassen, in verschiedene Komplexe aufgeteilt, vorfinden. Nach unserer landläufigen Unterscheidungsmethode halten wir die verschiedenen Hautfarben für das wesentliche Rassenmerkmal; wir sprechen von einer weißen, einer gelben, einer schwarzen Rasse; auch von Rothäuten. In zweiter Linie betonen wir die Unterschiede des Haarwuchses, indem wir den straffhaarigen Bewohner Ostasiens und Amerikas dem kraushaarigen Neger und dem lockenhaarigen Europäer gegenüberstellen. Für den Anthropologen sind derartige Merkmale hingegen durchaus nicht so wesentlich; der betont vielmehr weit stärker bestimmte Unterschiede im anatomischen Bau des Skelettes oder auch der Weichteile. So unterscheiden sich sowohl der Japaner wie auch der Neger in je ganz bestimmter Weise durch den Bau ihrer Fuß- und Beinskelette von dem Europäer; beiden ist denn auch ein ganz anders gearteter Gang eigentümlich. Auch das bekannte Mongolenauge (Abb. 12) beruht auf einer ganz bestimmt gerichteten Entwicklung innerhalb dieser Rasse. Sprechen wir von deren Schlitzaugen, so denken wir unwillkürlich an eine Schiefstellung der Augenhöhlen selbst. Das ist indessen nicht richtig; diese sind keineswegs anders gerichtet als die unseren. Auch die Hautpartie über dem inneren Augenwinkel, auf dessen Beschaffenheit die anscheinende Schiefstellung in Wirklichkeit zurückzuführen ist, die Augenlider als solche, sind von den unseren nicht verschieden. Hervorgerufen wird die Täuschung der Schiefstellung vielmehr in letzter Linie durch die Abflachung des Nasenrückens. Für den ist damit zuviel Haut vorhanden. Diese legt sich nunmehr zu einer Doppelbildung, der sogenannten Mongolenfalte, zusammen, die sich schräg über den inneren Augenwinkel senkt und damit den Eindruck dessen tieferer Lage gegenüber dem äußeren hervorruft. Auch bei Europäerkindern sind Anfänge der Mongolenfalte nicht gar selten; sie verschwinden jedoch mit dem stärkeren Wachstum des Nasenrückens.



A B

Abb. 12.
A Mongolenauge. B Europäerauge.

Woher diese Sonderentwicklungen kommen, und welchen Grund-



Wedda-Männer von Ceylon.

(Nach einer Photographie im Besitz des Museums für Völkerkunde zu Leipzig.)

ursachen sie zuzuschreiben sind, entzieht sich einstweilen noch unserer einwandfreien Erkenntnis. Die Naturumgebung allein kann nicht als einzige Ursache herangezogen werden, denn sonst könnte eine Völkergruppe von der räumlichen Ausdehnung der amerikanischen nicht durch alle Klimate hindurch, vom Polareis im Norden, über die heißen Tropen hinweg bis wiederum zu den Gletschern des Feuerlandes im Süden, so gleichförmig sein, wie sie es in der Tat ist. Sehr wahrscheinlich wird man der geschlechtlichen Zuchtwahl Darwins einen sehr starken Einfluß zuschreiben müssen, die im Bunde mit einer langandauernden Isolierung in abgeschlossenem Raum im Laufe der Zeiten die einzelnen Sondertypen geschaffen hat. Schließlich weist Klaatsch noch auf die Bedeutung der Ernährung und der Giftstoffe für die Verbreitung der menschlichen Hautfarben hin. Es gibt Pflanzengifte, welche Tieren bestimmter Färbung nichts anhaben können, während sie allen anderen gefährlich sind. Klaatsch führt als Beleg das von Darwin zitierte Beispiel an, nach dem in einem bestimmten Bezirk von Virginia alle Schweine schwarz sind. Erkundigungen nach den Ursachen ergaben den Bescheid der Kolonisten, daß die Hauptnahrung der Tiere aus der Farbwurzel — Lachnanthes tinctoria — bestehe, die die Eigentümlichkeit besitze, die Knochen rot zu färben und die Hufe zum Abfallen zu bringen — bei allen mit Ausnahme der schwarzen Schweine. Nur diese werden daher zur Nachzucht gehalten. Ähnliche Faktoren, meint Klaatsch, können auch bei der Fixierung der schwarzen Farbe der Menschheit tätig gewesen sein.

So fesselnd nun auch die Frage nach den eigentlichen Ursachen für jene merkwürdigen Abwandlungen sein mag, so ist für unsere Betrachtungen doch die Erscheinung wesentlicher, daß auch die stärkste Abwandlung innerhalb unserer modernen Rassen von der allgemeinen Ausgangsform für keine von ihnen ein Hindernis bildet, bestimmte Eigenschaften jener Urrasse beizubehalten. Die Mehrzahl unserer Anthropologen ist geneigt, den Australier als den jener Urform relativ nächststehenden Vertreter der heutigen Menschheit zu betrachten; er bewahre sowohl in seinem Skelett wie in seinen Weichteilen, seiner Körperbehaarung, dem Haupt- und dem Barthaar mehr Urtümliches als irgendeine der anderen Rassen. Wie muß es da uns Weiße überraschen, von jenen Gelehrten zu vernehmen, daß gerade wir ihm bezüglich der Behaarung weit näherstehen als die

beiden anderen großen Rassen, die Mongoloiden und die Negroiden. Bei diesen beiden ist die Entwicklung des Kopfhaares gänzlich andere Wege gegangen: bei den Mongoloiden (das sind die Mongolen Asiens, die Malaien und die Amerikaner) ist es zum schlichten Straffhaar mit rundem Querschnitt geworden, während das bekannte Negerhaar spiralig gekrümmt ist und länglichen Querschnitt besitzt. Nur wir haben die mit einem ovalen Querschnitt verbundene lockige oder buschige Beschaffenheit des Haupthaars ebenso bewahrt wie der Australier. Es ist darum vor allem der stattliche Bart, der diesen Vertreter einer so alten Rasse dem Europäer so überaus ähnlich erscheinen läßt. Auch die bei vielen australischen Ureinwohnern sehr stark entwickelte Körperbehaarung finden wir gerade auch bei vielen Europäermännern wieder, ganz im Gegensatz zu den Schwarzen und Gelben, bei denen Bart wie Körperbehaarung eine starke Rückbildung erfahren haben.

Recht urtümlich muß sodann auch unsere Nase sein, nicht der mehr oder minder stolze Gesichtserker von uns Erwachsenen, sondern das Stumpfnäschen unserer kleinen Kinder. Professor Klaatsch, der das Studium des Australiers seit Jahren zu seinem Spezialstudium gemacht hat, weist auch bezüglich dieses Körperteils des Menschen eine mehr oder weniger starke Differenzierung vom Urtypus nach. Am stärksten ist danach die Mongolennase abgewandelt; bei ihr ist die Breitenentwicklung mit gleichzeitiger Abflachung so sehr ins Extrem getrieben worden, daß man, wie wir gesehen haben, sogar die Entstehung der Schlitzäugigkeit auf diesen Umstand zurückgeführt hat. Näher schließt sich an die Australiernase die des Negers an; völlig identisch mit ihr ist jedoch nur noch das süße Stumpfnäschen der kleinen Europäerkinder mit seiner breiten, ziemlich flachen Form und den nach vorn gerichteten Nasenlöchern.

Das ist einiges wenige aus den Anschauungen und Ergebnissen der modernen Anthropologie. Man wird einerseits gestehen müssen, daß alles recht neu und ungewohnt für unsere bisherige Denkweise ist; andererseits hingegen dürfen wir uns ruhig zu dem endlichen Fortschritt auch auf diesem Gebiete beglückwünschen, eröffnet uns diese Wissenschaft doch nunmehr Ausblicke in den Werdegang unseres Geschlechts, wie wir sie noch vor kurzer Zeit kaum zu ahnen wagten. An der Einheit des Menschengeschlechts halten wir auch jetzt noch fest; wir müssen es schon im Hinblick auf die Fähigkeit

jeder Rasse, mit jeder andern fortpflanzungsfähige Nachkommen zu erzeugen. Aber wir müssen unter dem Druck der Forschungsergebnisse der letzten Jahre zunächst den Beginn der räumlichen Verbreitung der Menschheit von ihrem gemeinsamen Herausbildungsherd aus weit früher ansetzen, als das bisher geschehen ist, nämlich so weit zurück, daß wir für die Entwicklung der starken Varianten genügend Zeit gewinnen. Das kann nur geschehen, indem wir rückhaltlos den Schritt tun, zu dem man sich so lange nicht hat entschließen können, nämlich den Abstieg in das Tertiär, jenen Jahrmillionen umfassenden Zeitraum, der vor der Epoche der letzten großen Vergletscherungen, der sogenannten Eiszeit, gelegen ist. Sodann müssen wir notgedrungen auch dem Moment der körperlichen Umbildung einen größeren Spielraum zubilligen als bisher. Um diesen nicht ganz leichten, für uns aber durchaus wesentlichen Gedankengang mit etwas anderen Worten zu wiederholen, so will das besagen, daß wir nunmehr etwa folgendes annehmen müssen. Unser Vorfahr, mag er nun schon die Bezeichnung Mensch verdient haben oder nicht — die Feststellung der Grenze, wo bei ihm das Tier aufhört, und der Mensch beginnt, wird uns noch ernsthaft beschäftigen müssen — hat sich bereits zu einer Zeit über die Erde verbreitet, wo die Landverteilung noch erheblich anders war als jetzt. Amerika muß noch zu Lande zugänglich gewesen sein, desgleichen Australien; auch zwischen dem heutigen Afrika und dem Südrand Asiens müssen noch enge Beziehungen bestanden haben. Die ursprüngliche körperliche Ausstattung muß bei allen menschlichen Geschöpfen — wir wollen unserm Vorfahren jener Tage einmal unverbindlich schon den Vorzug der Menschenwürde zuschreiben —

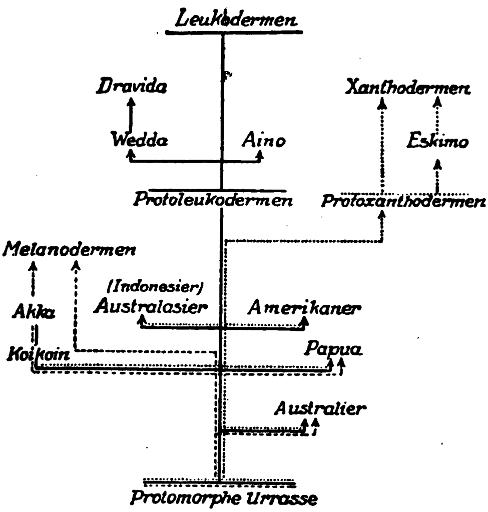


Abb. 13. Stammbaum der heutigen Menschenrassen. (Nach Stratz.)

gleich, zugleich aber stark veränderlich gewesen sein; jedenfalls hat die eine Gruppe unter dem Zwang von Umständen, deren Wesen wir noch nicht zu erkennen vermögen, von dieser Veränderlichkeit weniger Gebrauch gemacht als die andere; während die eine jenem rohen Urzustand noch relativ nahe geblieben ist, haben sich die anderen in ganz bestimmten Richtungen sehr stark abgewandelt. In welchen Richtungen das geschehen ist, haben wir oben in knappen Zügen angedeutet.

Diesem hypothetischen Entwicklungsgang entspricht das heutige Rassenbild aufs beste. Sehr alte und altertümliche Formen finden wir noch jetzt in jedem unserer Erdteile. Man hat diese alten Reste neuerdings als protomorphe (erstgestaltige) Rassen den archimorphen oder zurzeit herrschenden entgegengestellt. Zwischen beiden stehen dann die metamorphen oder Mischrassen. Am wenigsten haben sich von der Menschheitswurzel die Australier entfernt; sie enthalten noch heute sämtliche Eigenschaften aller Hauptrassen im Keim in sich vereinigt. Etwas später haben sich nach C. H. Stratz*) die Papua, die ältesten Bewohner Neuguineas, von der Stammeswurzel abgezweigt, wobei sie eine Entwicklungsrichtung eingeschlagen haben, die sie den Negern Afrikas recht nahe gebracht hat. Hier in Afrika sind die hellfarbigen Bewohner der Südspitze, die Hottentotten (Koikoin) und besonders die Buschmänner, eine solche protomorphe Rasse. Aus ihr haben sich, über die Zwergvölker (Akka) des tropischen Afrika hinweg, die heutigen Neger (Melanodermen) entwickelt. Diese Zwergvölker oder Pygmäen, wie man sie im Anschluß an die altgriechische Benennung auch bezeichnet, werden von manchen Forschern, ebenso wie die Buschmänner auch, als eine Kümmerform angesehen, die sich unter dem Druck jahrtausendelanger ungünstiger Wohn- und Nahrungsverhältnisse aus einer einst größeren Menschenform zurückgebildet habe. Das ist sehr wohl möglich, ja sogar sehr wahrscheinlich; ebenso wie auf Inseln und sonstige abgeschlossene Lebensräume abgedrängte Tierarten in der Körpergröße zurückzugehen pflegen, werden auch die Menschen unter ähnlichen ungünstigen Verhältnissen einer ganz gleichartigen Verkümmerung unterliegen können. Der Shetlandspony ist das bekannteste Beispiel aus der Tierwelt, die kleinwüchsigen Afrikaner, die Wedda von Ceylon und die Negrito von den Philippinen sind die nächstliegenden Belege aus unserer Spezies.

*) C. H. Stratz, Naturgeschichte des Menschen. Stuttgart 1904.

Die Australier, die Papuanen und die kleinen Afrikaner bilden also die altertümlichste Gruppe innerhalb der Menschheit von heute. Als jüngerer, aber immer noch protomorpher Zweig ist sodann nach Stratz auch der Amerikaner anzusehen. Der ist recht alteingesessen in seiner heutigen Heimat. Wie eine große Menge von urgeschichtlichen Funden der letzten Jahrzehnte dargetan hat, muß er seinen langgestreckten Erdteil bereits bevölkert haben, als jene gewaltige Eisdecke, die auch unser nördliches Europa bis tief nach Mitteldeutschland hinein überlagert hat, das ganze Nordamerika mitsamt der Beringstraße für lange Zeit von der Außenwelt absperrte. Nun gewinnen wir zwar mit dem Zurücktreten hinter jene Eiszeit die Möglichkeit, den roten Mann mittels der voreiszeitlichen, tertiären Landbrücken, die damals von Amerika nach Nordostasien und Nordwesteuropa führten, mit der übrigen Menschheit in Verbindung zu bringen, nicht aber zugleich auch die andere, zu bestimmen, von welcher Seite er gekommen sein mag, ob von Osten aus dem damaligen Europa oder von Westen aus dem damaligen Asien. Die Mehrzahl unserer Anthropologen und auch die landläufige öffentliche Anschauung zählen ihn zu der großen mongoloiden Urrassengruppe, lassen ihn also von Westen kommen; andere, wie Martin und der Italiener Sergi, bringen ihn indessen mit dem Westen der Alten Welt in Beziehung. Es wird noch mancher Eisberg aus der Beringstraße und der Grönlandsee nach Süden segeln, bevor über diesen Punkt die Akten geschlossen sein werden.

Außer den Amerikanern rechnet Stratz zu diesen jüngeren protomorphen Rassen auch etliche alte Bevölkerungselemente im Malaiischen Archipel und in der Südsee (in seinem Schema als Australasier bezeichnet); so die Kanaken von Hawai, die Maori von Neuseeland und die Tonganer, ferner die Battak auf Sumatra und die Dayak in Borneo.

Nun aber kommen die großen Gruppen der Weißen und der Gelben. Wir sind heute gewohnt, den bei weitem größten Teil Asiens, nämlich den ganzen Riesenerdteil außer dem Südwesten und dem arischen Indien, als die angestammte Domäne der mongolischen Rasse anzusehen. Alt ist diese dort nun zwar ohne jeden Zweifel, uralt sogar, aber die ausschließliche Herrin ist sie keineswegs von Anfang an gewesen. Fern im nördlichen Japan, auf der Insel Jesso, auf Sachalin und den Kurilen lebt heute das Völkchen

der Ainu (Abb. 14). Das sind gar seltsam anzuschauende Gesellen, die sich inmitten der schlitzäugigen, flachnasigen, gelbhäutigen, glatthaarigen und bartlosen mongoloiden Umgebung doppelt fremdartig ausnehmen. Sie sind aber auch in allem das gerade Gegenteil: sie haben keine Hautfalte am oberen Lid im inneren Augenwinkel, besitzen einen hohen, geraden Nasenrücken, eine dunklere Hautfarbe ohne gelbe Nuancen, vor allem aber sind sie gewaltig behaart, auf dem Körper sowohl wie am Haupte. Es ist ein beneidenswert üppiger Lockenwald, der die im übrigen recht schmutzigen Gesichter von Männlein und Fräulein umrahmt, und geradezu unvergleichlich stattlich ist der Bart, mit dem die Männer paradieren; ja diese letztere Zierde steht so im Vordergrunde des Ainuinteresses, daß selbst die Damenwelt sich ihrer nicht zu erwehren vermag; trägt doch jede von ihnen ein kleines, keckes Bärtchen unter dem Näschen — leider zeigt es sich beim Näherkommen als unecht; es ist tätowiert (Abb. 15).



Abb. 14. Ainu-Mann.
(Nach einer Photographie im Besitz des Museums für Völkerkunde zu Leipzig.)

Die Ainu sehen inmitten ihrer Umgebung aber nicht nur fremdartig aus, sondern sie sind dort auch wirklich rassenfremd. Vielen Beobachtern ist ihre Ähnlichkeit mit russischen Bauern aufgefallen, eine Ähnlichkeit, die sich nicht nur auf den starken „Tolstoibart", sondern auch auf die Formen des Mundes und der Nase erstreckt. Dieser Umstand hat Veranlassung gegeben, etwaigen alten Rassenbeziehungen zwischen Osteuropa und Ostasien einige Aufmerksamkeit angedeihen zu lassen. Endgültige Ergebnisse hat diese Forschung bisher noch nicht gezeitigt, doch stimmt man allgemein darüber überein, daß unter der heutigen mongolischen Schicht sicher eine

ältere liegt, die mit dieser mongolischen nichts zu tun hat, die wir vielmehr als protomorphen Vorläufer unserer eigenen weißen Rasse betrachten müssen. Der russische Muschik ist der mit anderen, moderneren Elementen vermischte Rest dieser Urrasse im Westen, der Ainu der rein gebliebene letzte Zeuge ihrer einst ungeheuren Verbreitung im Osten. Diese alte Rasse aber fassen wir unter dem Namen der paläoasiatischen oder altasiatischen zusammen.

Eine breite, von Osteuropa durch ganz Mittelasien sich hinziehende Zone ist also danach einstmals die Domäne unserer eigenen Voreltern gewesen. Deren Verbreitung scheint sich außerdem auch auf Südasien, insonderheit Vorderindien, erstreckt zu haben. Dort sind zunächst die Wedda von Ceylon noch ein letzter, in den entlegensten Süden jenes Gebietes abgedrängter Rest dieser protomorphen Schicht; ihnen nahe verwandt aber sind sodann auch die über große Teile der Halbinsel versprengten Drawida. Beide zeigen in der Tat den Charakter der weißen Rasse in zwar mehr oder minder primitiver, aber doch ganz offenkundiger Weise, während sie nach der Seite der gelben oder gar der schwarzen Rasse keinerlei verwandtschaftliche Züge besitzen. Daß sie, ebenso wie die Ainu, an den Außenrändern des Erdteils sitzen, führt Stratz auf das Vordringen der gelben (xanthodermen) Rasse zurück, die vorzeiten sehr lange isoliert gewesen sein muß, um sich zu dem scharf ausgeprägten Typ auszubilden, den sie heute darstellt, die sich aber dann mit unwiderstehlicher Wucht über den bei weitem größten Teil Asiens ausgebreitet hat, wobei die ältere weiße Urschicht in der geschilderten



Abb. 15. Ainu-Frau.
(Nach einer Photographie im Besitz des Museums für Völkerkunde zu Leipzig.)

Weise abgedrängt worden ist. Ob die Eskimo eine protomorphe Rasse sind, die zu der gelben Rasse in ähnlichem Verhältnis steht wie die Ainu und Wedda zur weißen und die Akka zur schwarzen, wagt Stratz noch nicht zu entscheiden. Vieles spricht indessen dafür.

Das ist in ganz knappen Zügen das Rassenbild der Menschheit, wie es sich heute vor uns ausbreitet. Vieles, ja das meiste an ihm ist noch unfertig und skizzenhaft, aber die Grundlinien stehen, das darf man wohl ruhig behaupten, unverwischbar fest. Gegen das frühere Rassenbild hat das neue unzweifelhaft gewonnen. Zeigte jenes lediglich ein bloßes Nebeneinander der einzelnen Abarten unserer Spezies, ohne jede Rücksicht auf den Gang der Allgemeinentwicklung und die genetischen Einzelbeziehungen, so haben wir jetzt ein Gemälde von ganz gewaltiger Tiefenwirkung und einer Perspektive, die uns sogar tief in die geologische Vergangenheit des Erdballs hineinschauen läßt. Innerhalb dieser Tiefe aber sehen wir, noch nicht ganz scharf in allen Einzelheiten, aber doch schon sehr wohl erkennbar, wie aus der Gesamtwurzel, einer noch sehr urwüchsigen Urrasse, die einzelnen Reiser hervorsprießen, wie sie räumlich auseinanderdrängen, wie sie sich dabei in bestimmter Richtung weiterentwickeln, sich aufteilen und verzweigen. Daß wir dabei unter anderem zu dem zunächst überraschenden Ergebnis gelangen, unsere stolze weiße Rasse in relativ enge verwandtschaftliche Beziehungen zu räumlich so entlegenen Völkern wie den Ainu, den Drawida und den Wedda, ja selbst zu den körperlich, geistig und kulturlich so himmelweit verschiedenen Australiern bringen zu müssen, ist freilich nur zu sehr geeignet, unsere altüberkommenen, behaglich konservativen Anschauungen jäh und rücksichtslos über den Haufen zu werfen. Aber zunächst setzt uns dieses Ergebnis ebensowenig herab wie die ganze Deszendenzlehre überhaupt; im Gegenteil, wir dürfen um so stolzer darauf sein, es gerade trotz dieser Verwandtschaft so herrlich weit gebracht zu haben. Sodann aber, und das interessiert uns Ethnographen naturgemäß am meisten, haben wir es doch lediglich diesen neuen anthropologischen Errungenschaften zu danken, wenn wir jetzt endlich daran denken dürfen, das gleiche Verfahren nun auch auf unsere eigene Wissenschaft, die Lehre vom Kulturbesitz des Menschen, die Ethnographie, zu übertragen. Wir werden sehr bald sehen, welche Bewandtnis es damit hat.

■

Die Weltsprache.

Weltverkehr und Wissenschaft verlangen eine Weltsprache als neutrales Verständigungsmittel für die Kulturmenschheit. Diese Weltsprache ist „Ido“, weil es das zum gegenseitigen Verständnis notwendige gemeinsame Sprachgut der Kulturvölker in sich vereinigt.

Die allgemeine Einführung des „Ido“ in die Schulen würde viele Sprachstudien für den jetzt überlasteten Schüler ganz entbehrlich machen oder ihn, sofern er fremde Sprachen erlernen muß, ausgezeichnet dazu vorbereiten.

Die Weltsprache „Ido“ kommt besonders dem zustatten, der noch keine fremde Sprache kennt. Spielend leicht ist die Erlernung, denn es gibt nur wenige, einfache und ausnahmslose Regeln. Das Einprägen der Wörter gibt wenig Mühe, da viele von ihnen uns aus der Muttersprache und als Fremdwörter bekannt sind.

„Ido“ ist der leitende Pfad durch den Urwald der fremden Sprachen und, weil es von jedem Kulturmenschen leicht verstanden werden kann, die Hilfssprache für die Kulturvölker.

Neben seiner Muttersprache muß jeder „Ido“ kennen!
„Ido“ ist der Schlüssel zum Herzen des Fremdlings!

Pastor Schneeberger.

Wer sich näher über „Ido“ unterrichten will, erhält von uns auf Verlangen gerne eine Anzahl aufklärender Schriften gratis.

Zur Erlernung der internationalen Hilfssprache empfehlen wir die in unserem Verlag erschienenen Lehr- und Wörterbücher:

Leichtfaßliches Lehrbuch von Alb. Noetzli.	Geh. M	1 —
Kurzer Lehrgang der Weltsprache von Fr. Schneeberger	„ „	—.40
Vollständige Grammatik der internationalen Sprache von L. de Beaufront	„ „	1.—
Elementare Grammatik mit Übungen	„ „	1.—
Schlüssel zu den „Übungen“	„ „	—.50
International-deutsches Wörterbuch von L. de Beaufront und Professor L. Couturat	„ „	2.—
do. **do.**	Geb. „	2.60
Deutsch-Internationales Wörterbuch	Geh. „	2.—
do.	Geb. „	2.60
Deutsches Hilfsbüchlein, enthaltend: Abriß der Grammatik und mehr als 2000 Wurzeln	Geh. „	—.15
Unesma lectolibro (Erstes Lesebuch)	„ „	1.—
Duesma lectolibro (Zweites Lesebuch)	„ „	1.—

Wer sich über die Weltsprachenbewegung dauernd auf dem laufenden halten und seine Sprachkenntnisse praktisch üben will, lese den

Idano. Monatsschrift zur Verbreitung der Ido-Sprache in den Ländern deutscher Zunge. Herausgegeben von Dr. Hans Moiser, Marburg a. Drau. Jährlich 12 Hefte für M 3.—

Progreso. Offizielles Organ der Delegation für die Annahme einer internationalen Hilfssprache.

Jährlich 12 Hefte für M 4.—

Stuttgart
Pfizerstr. 5.

Franckh'sche Verlagshandlung.

IV.

Die Kulturelemente der Menschheit.

Der Altmeister der Ethnologie, Adolf Bastian, ist nicht nur mehr und weiter gereist als alle übrigen Jünger und Meister dieser Wissenschaft, sondern er hat auch noch Zeit gefunden, ebenfalls mehr zu schreiben als ein guter Teil von diesen zusammengenommen. Ein etwas zur Bosheit neigender Kollege hat sich einmal das eigenartige Vergnügen geleistet, die Werke Bastians aufeinander zu türmen und die Höhe dieser Geistesproduktion zu messen. Es sind angeblich mehr als zwei Meter gewesen. Und das war noch geraume Zeit vor dem Abschluß der literarischen Tätigkeit des bis zu seinem Ende mehr als fleißigen Gelehrten. Nachgeprüft hat jene Angabe allerdings niemand.

Diese wahrhaft erstaunliche Fülle von Werken und Schriften verfolgt nun — und das ist vielleicht nicht weniger erstaunlich — den beinahe einzigen Gedanken, die Gleichartigkeit oder doch Verwandtschaft des menschlichen Geisteslebens durch Tausende und aber Tausende von Beispielen aus aller Welt und allen Zeiten zu belegen.

Das ist Bastian, soweit es dem gewöhnlichen Sterblichen gelingt, seine mehr als krause Schreibart zu verstehen, im großen und ganzen ganz wohl geglückt. Dabei kommt er indessen sehr bald zu dem andern Ergebnis, daß wir es in Wirklichkeit mit zwei Schichten zu tun haben: einer allen Menschen gemeinsamen Schicht gleichen Denkens, für die er den Ausdruck „Elementargedanken" in die Wissenschaft eingeführt hat, und einer darüberlagernden andern Schicht von Kulturbesitz, die nicht bei allen Rassen und Völkern gleich ist, sondern unter dem Einfluß der besonderen geographischen Eigentümlichkeiten ihres jeweiligen Entwicklungsherdes auch eine besondere lokale Färbung angenommen hat. Das ist Bastians vielbesprochener „Völkergedanke". Der Name ist denkbar unglücklich gewählt; er ist denn auch von der modernen Völkerkunde nicht angenommen worden. Die ihm zugrunde liegende Idee jedoch ist zweifellos gut und treffend, um so mehr, als sie auf dem anderen Begriff der „geographischen Provinz" fußt. Bastian meint damit die Erscheinung, daß unter dem Einfluß der Naturumgebung und des Klimas sich innerhalb jeder scharf umrissenen Erdregion auch ganz bestimmte Kultureigentümlichkeiten

entwickeln, die so fest im Boden haften, daß selbst nicht einmal der stärkste äußere Einfluß sie wesentlich verändern oder gar verwischen kann. Die Probe aufs Exempel liefert für den materiellen Kulturbesitz jedes ethnographische Museum. Wie massig, schwer und solide wirkt dort die Gruppe arktischer Bekleidungsstücke auf den Beschauer! Pelz und Tierhaut überall, auch in der Zusammensetzung der Gerätschaften. Das mehr als rauhe Klima erfordert jenen, die Dürftigkeit pflanzlicher Materialien bedingt die Zuhilfenahme dieser. Auch der Wohnbau ist, sofern er den Menschen durch den langen, harten Winter bringen soll, entweder schwer und wuchtig oder doch auf die Isolierung des Innern gegen die schneidende Außentemperatur bedacht. Wie anders treten uns dafür die entsprechenden Kulturbesitztümer aus der Tropenwelt entgegen! Die Kleidung vorwiegend kaum mehr als Schmuck, die Wohnung aber ein Bauwerk, das ebenso auf die Fernhaltung der Hitze bedacht ist wie das Polarhaus auf die der Kälte.

Soweit ist also das Bastiansche System sehr gut und annehmbar; leider aber ist es nicht bis zu allen Konsequenzen durchgeführt worden. Der große Völkerkenner und Gelehrte läßt nämlich die einzelnen geographischen Provinzen zwar aufeinander einwirken, sich gegenseitig beeinflussen, aber er sagt nicht unumwunden, ob diese Beeinflussung nun auch die Übernahme bestimmter Kulturbesitztümer durch den Nachbar zur Folge hat, er bleibt uns, um es kurz zu sagen, die Stellungnahme zu der Frage: „Ob Entlehnung, ob selbständige Äußerung des Volksgeistes" auch jetzt noch schuldig; trotz seines Völkergedankens bedarf es in jedem konkreten Fall auch jetzt noch der gründlichen Einzeluntersuchung über die Herkunft einer bestimmten Sitte oder eines bestimmten Geräts.

Trotz alledem bringt uns das System als Ganzes doch wesentlich weiter auf der Bahn der Erkenntnis. Bastians Elementargedanke deckt sich im großen und ganzen mit dem, was Friedrich Ratzel, in folgerichtiger Ergänzung seiner Entlehnungstheorie, den „Gemeinbesitz der Menschheit" nennt, und was ein neuerer Ausdrück als „Kulturelemente" bezeichnet. Gemeint ist unter allen diesen Benennungen jenes Besitzinventar unseres Geschlechts, welches übrigbleibt, wenn wir von der Gesamtsumme dessen, was die Menschheit überhaupt und im ganzen geleistet hat, um sich über die Tierwelt zu erheben, alles das abziehen, was nur einzelnen Gruppen zukommt,

einerlei, ob diese Gruppen nur geringfügige Stämme, an Kopfzahl reiche Völker oder ganze Rassen umfassen.

Diese Unterschicht soll nun zunächst der Gegenstand unserer Betrachtungen sein. Einmal in Rücksicht auf uns selbst. In die niederen Schichten der Menschheit einen Blick zu werfen, gewährt stets einen Genuß, sei es für den rassestolzen Weißen auch nur, um an ihnen zu ermessen, um wieviel höher gerade wir gestiegen sind. Sodann aber doch auch aus objektiveren Gründen. Wie es uns Weiße seit Jahrhunderten, ja seit Jahrtausenden getrieben hat, den Schleier über den unbekannten Teilen Asiens, Afrikas, Amerikas und Australiens zu lüften, und wie wir nicht ruhen und rasten werden, in die eisigen Polargebiete der Erde so lange vorzustoßen, bis auch diese kein Geheimnis mehr für uns bergen, und wie alles dies aus rein angebornem Forscher- und Wissensdrang geschehen ist, so wollen wir aus eben denselben Beweggründen heraus doch auch über die verschiedenen Zweige unseres eigenen Geschlechts unterrichtet sein.

Und auch noch aus einem dritten Grunde. Was der Anthropologie recht ist, dürfte der Ethnographie billig sein. Hat jene ihr neues Rassengebäude im wesentlichen auf dem Fundament des körperlichen Allgemeinbesitzes errichten können, so zwingt sich der Gedanke förmlich auf, den Aufbau der menschlichen Kultur in derselben Weise auf der gemeinsamen geistigen Grundlage zu versuchen. Wenn jenes Problem überhaupt lösbar ist, so scheint mir das noch der gangbarste Weg zu sein.

V.

Inventarübersicht.

Aus dem Kapitel der falschen Vorstellungen kommen wir auch jetzt, beim näheren Eingehen auf die allgemeine Kulturschicht, noch nicht heraus. Wer es in den Sammlungen nicht selbst gesehen hat, kann sich nicht ausmalen, wie ungeheuer vielgestaltig Waffe und Gerät selbst unserer nachweisbar ältesten vorgeschichtlichen Vorfahren gewesen sind, und welchen Reichtum an Formen der Kulturbesitz unserer primitiven Völkerschaften von heute vor den überraschten Augen des Beschauers entwickelt. Dabei ist uns aus der vormetallischen Zeit unserer eigenen Vorfahren nur das überkommen, was aus den

schwer oder gar nicht vergänglichen Materialien des Horns, des Knochens und des Steins verfertigt war; alles andere ist in den seither verflossenen Jahrtausenden dem zerstörenden Faktor Zeit zum Opfer gefallen. Selbst schon die ganz entlegenen Zeiträume der älteren Steinzeit, die technisch zu dem uns so einfach erscheinenden Verfahren des Schleifens noch nicht vorgedrungen war, sich vielmehr mit den Methoden des Behauens und des Abdrückens von Steinsplittern behalf, weisen eine Mannigfaltigkeit der Gerätformen auf, die auch demjenigen einiges Erstaunen abnötigen muß, der da weiß, daß der Entwicklungsweg des Menschen jenseits dieser Epoche vermutlich nicht kürzer gewesen ist als der seither verstrichene Zeitraum. Und wenn es wahr ist, daß wir in den in den letzten Jahren so viel besprochenen Eolithen, Feuersteinen von handlicher Form und mit charakteristischen Marken an den Kanten, an denen viele Prähistoriker die Kennzeichen menschlichen Gebrauchs sehen wollen, wirklich die „Morgenröte" der menschlichen Kultur zu sehen haben, so müssen wir diese ältesten Werkzeuge der Menschheit gar bis in Fernen zurückführen, die mit ihrer tief ins Tertiär reichenden Zeitlage möglicherweise um Jahrmillionen von uns abliegen. Dem oberflächlichen Beschauer mögen alle diese Steine, die man letzthin in einzelnen Teilen Ägyptens, Frankreichs und Belgiens, aber auch Deutschlands haufenweise gefunden hat, recht gleichartig erscheinen; wessen Blick hingegen durch das Studium der Steinzeitvölker von heute geschult ist, der begreift in jenen unscheinbaren Dingen ein wahrhaft verblüffend vielseitiges tägliches Handwerksgerät. Da gibt es Kratzer und Schaber für ebene, konkave und konvexe Flächen, Bohrer, Messer, Keile, Hämmer, Fäustel und vieles andere mehr, was jene alten und geistig anscheinend so armen Zeitgenossen des Mammuts, des Höhlenbären und des Renntiers verwendeten, um das Fell des frischerlegten Jagdtieres von Blut und Bindegewebe zu befreien, es mit zugespitztem Feuerstein zu durchbohren, das Wild zu zerlegen und die Knochen zu zerspalten, um zum leckeren Mark zu gelangen; was sie benutzten, die derben Stoffe zum schützenden Gewand zusammenzuheften, den rauhen Speerschaft zu glätten, schließlich ihre neuerdings so berühmt gewordenen Zeichnungen auf den sorgsam geglätteten Knochen und die überhängende Felswand ihrer Höhlenwohnung zu ritzen.

Es heißt in dieser Richtung also wirklich umlernen; auch für die Gegenwart. Ein Gang durch die Reihe der menschlichen Kultur-

elemente, wie sie Friedrich Ratzel im zweiten Bande seiner „Anthropogeographie" aufgestellt hat, wird uns darüber in aller Kürze belehren.

Da ist zunächst das Feuer, zum mindesten sein Gebrauch; ob auch seine Erzeugung Gemeingut ist, wird unsere Untersuchung zeigen.

Ein Gemeingut der gesamten Menschheit ist sodann die Waffe. Es gibt keine Menschengruppe, bei der man nicht irgendwelche Vorrichtungen zur Verstärkung des Schlages mit der Faust oder des Stoßes mit der ausgestreckten Hand vorgefunden hätte. Waffe und Werkzeug sind auf den untersten Stufen der Kultur noch eins; beide sind die Kinder derselben primitiven Technik. Von dieser



Abb. 16. Neuguinea-Männer vom Sechstrohfluß auf Wurzelflößen. (Nach Finsch.)

werden allgemein geübt: die Bearbeitung des Steins durch Schlag und Stoß, nicht auch die durch Schliff und Bohrung; beide sind weit spätere Errungenschaften. Ferner die Bearbeitung des Holzes durch Schneiden und Schnitzen; das Härten dieses Materials im Feuer; sein Biegen in der Wärme. In der Zurichtung der Tierfelle geht der Urmensch nicht über das mechanische Reiben, Schaben und Walken hinaus; auch das Einfetten der Häute ist weit verbreitet. Universal scheint sodann das Flechten zu sein, im Gegensatz zu der Webkunst, die erst sehr spät und anscheinend an nur wenigen Zentren erfunden worden ist. Auch sehr naturwüchsige Färbeverfahren durch Auftragen von natürlichen Erdfarben auf die Unterlagen oder Ein-

tauchen des Stoffes in natürliche Lösungen von Erdfarben dürften als allgemein anzusprechen sein. Schließlich gehören die allerersten Anfänge des Schiffbaues noch zu den Kulturelementen der Menschheit. Ob jedwede Gruppe allerdings bis zur Herstellung des sonst uralten Einbaums gediehen ist, kann sehr wohl bezweifelt werden; die gelegentliche Benutzung des in der Strömung dahertreibenden Baumstammes muß man dieser Schicht hingegen sehr wohl zusprechen. Als unser deutscher Forscher Otto Finsch am Anfang der 1880er Jahre die Nordküste Neuguineas entlang fuhr, um dieses bis dahin ganz unbekannte Gebiet in unsere koloniale Interessensphäre hineinzubeziehen, ruderten die Eingeborenen, in Ermanglung anderer Wasserfahrzeuge auf Wurzelstrünken reitend und kurze Stäbe als Ruder benutzend, auf das Expeditionsschiff „Samoa" zu. Auf dem umstehenden Bilde wird diese kulturhistorisch bedeutsame Szene veranschaulicht.

Mannigfaltig sind die Methoden und Mittel zur Gewinnung des Lebensunterhalts; die Kenntnis und bewußte Ausnutzung einer meist nicht einmal geringen Zahl wildwachsender Nahrungspflanzen ist ebenso Gemeingut wie die Gewinnung spontaner Erzeugnisse des Tierreichs. Kostverächter sind weder der Buschmann noch der Australier von heute; beide führen zum Munde, was ihnen bei ihrem Schweifen durch die keineswegs üppigen Steppengebiete Südafrikas und die noch öderen Wildnisse Innerаustraliens an tierischen und pflanzlichen Produkten in den Weg kommt. So aber und nicht anders wird es vor langer, langer Zeit überall innerhalb der Menschheit einmal gewesen sein.

Doch beim bloßen Auflesen von Eiern und hilflosem jungen Getier haben es die Ahnen nicht belassen. Das ist stets mehr Aufgabe der Frau gewesen, wie sie es bei den ärmsten Völkern von heute auch jetzt noch ist. Den Mann hat es dafür seit jeher hinausgetrieben in die Gefahren und Reize der Jagd und des Fischfangs.

Schlag- und Wurfwaffen sind für jene, Absperren fischreicher Plätze, Aufstellung von Reusen, das Erlegen des Tieres mit dem Speer für den Fischfang universal. Gekrönt wird das Gebäude primitivster Lebenshaltung schließlich durch die Kunst, die erlegte Beute über dem Feuer schmackhafter und zugleich auch verdaulicher zu machen. Nicht etwa, daß das Geheimnis des Kochens, also der „Veredlung" der Speise durch siedendes Wasser, bereits in diese Kulturschicht

gehörte; die ist erst eine Erfindung recht später Zeit und auch noch heute nicht einmal ein Gemeingut der Menschheit, gibt es doch noch einen in sich geschlossenen riesenhaften Bezirk, nämlich die ganze Südsee, und auch noch einige andere Provinzen, wo der Mensch noch nicht über das Rösten der Speisen über dem Feuer und das Dünsten zwischen heißen Steinen hinaus vorgeschritten ist. Dabei ist, wie wir rühmend schon hier hervorheben wollen, die Erfindung der Kochkunst eine Großtat der Frau; ihr haben wir ferner die Erfindung der Töpferei zu verdanken; desgleichen die unseres Hausgartens mit seinem Grundstock von Gemüsen und anderen Nutzpflanzen; schließlich sogar, und das wollen wir ihr erst recht nicht vergessen, auch des Hauses selbst. Dadurch aber, daß sie alle diese Künste und Errungenschaften gleichzeitig und dauernd am selben Ort geübt hat, ist sie zu der Hüterin des Herdes geworden, als die wir sie auch noch heute achten und ehren.

Nicht ganz, aber doch nahezu allgemein verbreitet ist innerhalb der Menschheit der Genuß nervenerregender oder gar betäubender Stoffe. Wir sind gewohnt, unsere vorkolumbischen Vorfahren ob des Mangels jedweden rauchbaren Krautes ehrlich und aufrichtig zu bedauern, zumal der edle Tabak ja erst im Gefolge der Entdeckung Amerikas durch den Genuesen von der Neuen Welt herübergekommen ist, um sich dann mit allerdings geradezu erstaunlicher Geschwindigkeit über die anderen Erdteile zu verbreiten. Demgegenüber ist das Bedauern doch insofern nicht ganz am Platz, als außer den alten Kulturvölkern des mittelmeerischen Kreises auch unsere frühgeschichtlichen Ahnen in der Tat geraucht haben. Nicht ganz in unserer Art und auch nicht zum bloßen Genuß allein; doch die Wohltat des Einatmens bestimmter Pflanzendämpfe für die Luftwege im besonderen und das Wohlbefinden im allgemeinen haben sie gleichwohl gekannt und empfunden. Unser Bedauern kann sich demgemäß höchstens auf das Objekt erstrecken, und selbst in dieser Richtung dürfen wir es nicht einmal verallgemeinern, schmaucht doch auch heute noch so mancher sein Rübenblatt und echten Huflattich, wobei er sich gleichwohl nicht weniger reich und glücklich fühlt als der andere bei seiner Upman und seiner Henry Clay.

Bezüglich der Berauschungsmittel liegt die Sache ganz ähnlich. Freilich, unsern vielgefeierten und noch mehr angefeindeten Alkohol haben längst nicht alle Völker der Erde vor der Berührung mit den

Weißen gekannt und getrunken; dieses „Kulturmittel“ (und noch manches andere dazu) der Mehrzahl der Naturvölker zu bringen, ist erst uns modernen Weltensiegern vorbehalten geblieben. Dafür haben die einzelnen Rassen und Völker indessen je etwas anderes gehabt, das eine den Birkensaft und den Bärenklau, das andere die Kawa, das dritte zur Abwechslung die Stutenmilch, das vierte den Fliegenschwamm. Ja selbst unsere anscheinend so harmlose Butter wird von einem bestimmten Volke Nordasiens, den Jakuten, als Berauschungsmittel benutzt. Der „Zecher“ muß zu dem allgemeinen Endzweck derartigen Tuns, nämlich sich durch einen kräftigen Rausch über den Jammer des Alltagslebens zu erheben, das allerdings ganz unerhörte Quantum von 30 Pfund auf einen Sitz vertilgen. Was dem wackern Jakuten indessen nicht übermäßig schwer werden soll.

In der Wahl der Art ihrer Aufheiterungsmittel sind die Menschen also alle verschieden; in der Zuneigung zu dem Genuß des Mittels sind sie alle gleich. Und das seit alters. Für unsere Abstinenzapostel ist dieser Umstand natürlich ein schlechtes Werbemittel, sofern sie sich je bemüßigt fühlen sollten, einmal auf die Enthaltsamkeit der anderen, besseren Menschen hinzuweisen. Wirksamer dürfte dann schon der Hinweis sein, daß auch bei den Naturvölkern, ganz gleich, welchem Berauschungsmittel sie frönen, die Folgen nicht anders und besser sind als bei uns selbst; weder das Fliegenschwammgebräu des Kamtschadalen noch die Chicha des südamerikanischen Indianers noch die Pulque des Mittelamerikaners noch das Hirse-, Mais- und Bananenbier des Negers bessern das Wohlbefinden ihrer Genießer im besonderen oder die Entwicklung der Rassen im allgemeinen.

Besser frommt dem lebenden Geschlecht der Hinweis auf ein anderes, uraltes und lückenloses universales Besitztum des Menschen. Das ist der Schmuck. Er ist in keiner Weise anrüchig wie der Teufel Alkohol, sondern gibt höchstens der spöttisch veranlagten Männerwelt einen willkommenen Anlaß, das schönere Geschlecht einer zu reichlich bemessenen Vorliebe für dieses Kulturgut zu zeihen. Ganz mit Unrecht. Bleiben wir zunächst einmal in unserem eigenen Kulturkreise, so läßt sich an der Hand der prähistorischen Funde einwandfrei nachweisen, daß das Schmuckbedürfnis der Frau des 20. Jahrhunderts freilich mit anderen Mitteln befriedigt wird wie vor drei- oder viertausend Jahren, doch stärker ist es keineswegs geworden; im Gegenteil, würden die Damen der Hallstattzeit, einer Epoche, die um 1000 v. Chr.

und etwas später ihre schönste Ausbildung erfahren hat, unter die Lebenden treten, so würden diese Lebenden direkt als einfach, ja fast schmucklos erscheinen. Und so ist es auch bei der Mehrzahl der übrigen Völker der Erde. Dazu noch ein anderes: längst ehe die Kleidung war, war der Schmuck. Das läuft nun zwar unserm dem nordischen Klima entsprossenen Gefühl stracks zuwider, entspricht aber gleichwohl den zahllosen Tatsachen, wie wir sie bei vielen Naturvölkern noch heute und auch bei den prähistorischen Vorfahren antreffen. Die Kleidung ist etwas so Sekundäres, daß sie selbst in der Gegenwart noch nicht Gemeingut der Menschheit ist; das Paradies an der Ugandabahn, durch das wir am Eingang unserer Ausführungen mit dem Schnellzug zu fahren das eigenartige Vergnügen hatten, ist nur einer von den vielen Belegen; andere werden wir später noch kennen lernen.

Gemeinsam ist dem Menschengeschlecht seit frühen Zeiten auch das Wohnbedürfnis. Nicht im Sinn einer dauernden, behaglichen Stätte, wo es ausruhen kann von seinen Plagen, sondern lediglich zur Befriedigung des augenblicklichen Schutzbedürfnisses gegen Wind und Wetter, die Kälte des Winters und die Kühle der Nacht, bis zu einem gewissen Grad auch gegen tierische und menschliche Feinde. Wir haben in der Tat keinen Teil unseres Geschlechts feststellen können, weder einen lebenden noch einen um ungezählte Jahrtausende zurückliegenden, der es nicht verstanden hätte, über seinem Haupt ein Dach von Zweigen oder Rohr zu errichten, einen einfachen Windschirm herzustellen oder aber den Weg zur nächsten Höhle zu finden.

Das letzte Kulturelement endlich ist der Beginn unserer Herrschaft über die Tiere. Der Hund als gezähmter Gefährte des Menschen ist allen Völkern gemein. Vielerorts hat er nicht übermäßig viel weitere Genossen erhalten, und dem Australier ist er sogar das einzige Haustier geblieben bis auf den heutigen Tag. —

Das ist der Befund des universalen materiellen Kulturbesitzes; er ist, wie man zugeben muß, durchaus nicht unbeträchtlich, umfaßt er doch nahezu alle Zweige des menschlichen Wirtschaftslebens überhaupt.

Die Übersicht seines geistigen Gegenstücks dürfen wir uns an dieser Stelle füglich versagen; werden wir uns mit ihm ausführlich doch erst viel später befassen können. Lediglich zur Kennzeichnung auch seines auffällig großen Umfangs sei bemerkt, daß die „geistigen“ Kulturelemente auf dem weiten Gebiet von Sitte und Brauch nur wenige Züge des Menschenlebens unberührt lassen, von der Geburt

an bis zum Tode; daß sie tief in die sozialen Triebe des Menschen hineinragen, von den ersten Anfängen der Vergesellschaftung bis hinauf zu den Elementen der Staatsbildung; daß sie ferner die ersten Betätigungen des Rechtsgefühls umfassen und bezeichnenderweise auch vor den ersten starken Spuren der Religion nicht haltmachen. Ja, vielleicht ist man berechtigt, sogar die Anfänge der Kunst zu diesen geistigen Kulturelementen zählen zu dürfen. Nicht ohne Belang habe ich gerade einen Beleg solch primitivster Kunstübung zum Titelbild gewählt. Dieses Bild stellt eine Straußenjagd dar, wie sie ein Buschmann an die Wand einer Felsenhöhle im Herscheldistrikt des Kaplandes in Südafrika gemalt hat. Die stattlichen Tiere sind friedlich und im Gefühl völliger Sicherheit ihrer Nahrung nachgegangen. Plötzlich hat sich ihre Zahl um ein neues Exemplar vergrößert, das bei aller äußeren Übereinstimmung doch irgend etwas Auffälliges an sich haben muß; die Beine sind merkwürdig kurz, auch der Gang ist nicht so recht straußenhaft; an der Brust schließlich hat dieser merkwürdige Gesell einen unerklärlichen Auswuchs. Neugierig und beunruhigt zugleich, bis auf zwei unter ihnen sogar fluchtbereit, äugt die ganze Herde zu dem Ankömmling hinüber. Im nächsten Augenblick wird sich dann dieses Bild ändern; schwirrend wird sich Pfeil auf Pfeil in den feisten Leibern der so meisterhaft beschlichenen Vögel vergraben; in rasendem Lauf werden sie alle auseinanderstieben, um jedoch nach kurzer Zeit unter der Wirkung des tödlichen Giftes jener Geschosse schmählich zu verenden.

Das Bild ist in jeder Beziehung ein Meisterwerk: naturalistisch im höchsten Grad und dramatisch bewegt zugleich. Dabei gehört es einer Rasse an, die wir auf der Stufenleiter der menschlichen Kultur traditionell zu allerunterst setzen. Dieser Umstand könnte nun recht wohl die Vermutung nahelegen, daß, wie so vieles andere, so auch der Besitz einer derartigen Kunstfertigkeit über große Teile der primitiven Menschheit verbreitet, ja auf einer Stufe, die etwa der des heutigen Buschmannes entspricht, vielleicht gar allgemein gewesen sei. In dieser Uneingeschränktheit trifft diese Vermutung indessen nicht zu; jedenfalls ist der Beweis für sie nur schwer zu erbringen. Zwar hat die ethnographische Forschung außer dem Buschmann auch den Australier und den Eskimo als staunenswert exakte Tier- und Menschenmaler kennen gelernt; im Laufe der letzten Jahrzehnte hat dann die Prähistorie die altsteinzeitlichen Bewohner der

südfranzösischen und der spanischen Flußtäler sowie des nördlichen Alpenvorlandes als ebenso glänzende Tiermaler und Bildhauer hinzugefügt; aber die Hauptmasse der urwüchsigen Menschheit finden wir heute doch offenkundig auf einer weit niedrigeren Stufe des Künstlertums. Gänzlich bar jeder künstlerischen Veranlagung scheint gleichwohl keine Gruppe unseres Geschlechts zu sein; denn wenn auch vielen von ihnen die Fähigkeit zu selbständigen, freien Kunstwerken fehlt, so ermangelt andererseits hinwiederum doch keine der Gabe der unfreien Kunst, des Ornaments. Unsere Völkermuseen mit ihren Haufen fast durchgehends verzierter Schaustücke sind der beste Beleg dafür.

VI.

Die ersten Erwerbungen.

Wie beneidenswert leicht hatte es doch der Kulturhistoriker, solange noch nicht der moderne Entwicklungsgedanke die Geister und damit auch die Wissenschaften beherrschte! In jener glücklichen Zeit stand der Mensch dem Forscher von vornherein vollkommen fertig gegenüber, körperlich und geistig; er war aus der Hand des Schöpfers in einer Verfassung hervorgegangen, die ihn befähigte, ohne jede weitere geistige Eigenentwicklung alles das zu leisten, was den Menschen der Neuzeit mit seiner Unsumme von Errungenschaften auf allen Gebieten so gewaltig über den des biblischen Altertums emporhebt.

In dieser glücklichen Lage ist der Forscher von heute nicht mehr; für ihn ist der Mensch ebenso veränderlich wie jede andere Spezies der übrigen organischen Welt. Damit aber sieht er sich ohne weiteres vor jene Notwendigkeit gestellt, welcher der Kulturhistoriker von früher auf Grund des biblischen Dogmas überhoben war, nämlich für uns die Grenzlinie festzustellen, die den Menschen von seinen tierischen Vorfahren scheidet, ihn als höheres Wesen aus der Tierwelt überhaupt heraushebt.

Als das erste Kriterium des Menschentums ist die Sprache seit langem und allgemein anerkannt. Elementare Anfänge der Sprache sind bekanntlich auch bei den höheren Tieren nicht selten; Müller-Lyer zählt in seinem vortrefflichen Buch „Phasen der

Kultur" von den Hühnern und Tauben je 12 verschiedene Laute auf; Hunde sollen 15, Hornvieh deren 22 besitzen, während der Wortschatz eines einfachen Mannes aus dem Volk etwa 300 Wörter umfaßt. Gorilla und Schimpanse haben nach dem bekannten amerikanischen „Affenprofessor" Garner, der das Studium der Sprache jener Tiere zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat, etwa 20 Laute, die durch zahlreiche Gebärden und lebhaftes Mienenspiel noch bedeutend ergänzt werden. Somit erscheint der Unterschied zwischen Mensch und Tier durchaus nicht so gewaltig, wie wir für gewöhnlich annehmen. Ein grundsätzlicher Unterschied bestände überhaupt nicht, hätte nicht der Mensch sich eine Fähigkeit anerzogen, die dem Tiere völlig abgeht: die lediglich auf den Menschen beschränkte Fähigkeit, über konkrete Vorstellungen und Erinnerungsbilder hinaus auch abstrakte Begriffe zu bilden und mit ihnen zu operieren. Jene beiden besitzt auch das Tier; es hat Verstand, Gedächtnis, Phantasie und Urteilskraft, aber die Fähigkeit, mit Begriffen ohne bestimmte Vorstellungen zu denken, die hat es nicht.

Die zweite Errungenschaft unseres Geschlechts ist das Werkzeug. Es ist ebenfalls elementar im Tierreich vertreten; Affen werfen von ihren Baumfestungen herunter mit abgerissenen Ästen und stacheligen Früchten nach dem Gegner, rollen von Abhängen herunter mit den Händen Steine auf ihn herab, stützen sich beim Gehen auf Stöcke und zerschlagen mit Steinen Nüsse und andere Schalenfrüchte. Nichts hat mich mehr in Erstaunen gesetzt als die absolute Sicherheit, mit der ein kleiner Macacus im Zoologischen Garten zu Düsseldorf mittels eines noch dazu fast kugelrunden Steins die Haselnüsse aufschlug, die ihm der Wärter als Leckerbissen in den Käfig warf; ein Fehlschlag war völlig ausgeschlossen; auch war jeder Schlag in seiner Stärke so genau abgemessen, daß lediglich die Schale zertrümmert wurde, der Kern aber unverletzt blieb. Die Arbeit unseres Nußknackers erschien gegenüber dieser Geschicklichkeit und Sicherheit nur als ein kümmerlicher Notbehelf, ja fast als Rückschritt.

Ein grundsätzlicher Unterschied zwischen Mensch und Tier besteht also von Haus aus auch bezüglich des Werkzeugbesitzes nicht; er ist erst später hineingetragen worden. Die Ursache für unsern Fortschritt ist dabei interessanterweise ganz die gleiche wie die für die Entfaltung unserer Sprache und unserer Vernunft: es ist die Auf-

richtung unseres Körpers aus der Horizontalen in die Vertikale.

In dieser einfachen Tatsache der Drehung unserer Längsachse um beiläufig 90 Grad sehen wir in der Tat den Wendepunkt in der ganzen unendlich langen Entwicklungsbahn des Menschengeschlechts. Ein Vierfüßer mag noch so intelligent sein, mit der horizontalen Leibeshaltung und der dadurch bedingten Anordnung des gesamten Hals- und Kopfskeletts samt der schwer belasteten Muskulatur dieser Körpergegend wird er es nie zu einer artikulierten Sprache bringen können; erst mit dem Augenblick, wo der Schädel leicht und ohne besondere Anspannung wesentlicher Muskelpartien über dem Schwerpunkt des Körpers ruht, also nur bei einer Haltung wie der des Menschen, ist die Ausbildung eines erhöhten Sprachvermögens gewährleistet. Außer der Entlastung der Muskulatur durch diese wahrhaft königliche Haltung — königlich im Verhältnis zu dem dem Erdboden zugewandten Gesicht der Tiere — tritt hier auch das äußerst wesentliche Moment hinzu, daß nur bei unserer Schädellage sich das Gehirn in der voluminösen Weise zu entwickeln vermochte, wie es beim Menschen seit dem denkwürdigen Moment seiner endgültigen Aufrichtung erfreulicherweise der Fall gewesen ist.

Und auch noch ein anderes hat diese Drehung um nahezu einen rechten Winkel für uns gebracht: die unbeschränkte Verfügung über die vorderen Extremitäten. Diese Verfügung ist keinem Tier zu eigen; auch die, welchen man die Fähigkeit eines zeitweiligen aufrechten Ganges, des Schleuderns von Stein und Stock, des Baues von Hütten und Nestern zuspricht, besitzen sie nicht; sie verfügen über ihre „Hände" wohl für kurze Augenblicke in einer anderen als zur Fortbewegung dienenden Weise; im allgemeinen jedoch sind diese Hände ebenso unfreie Organe wie die Hinterbeine auch. Wie ungleich günstiger ist dagegen der Mensch gestellt! Mit dem Moment, wo er seine bisherige altüberkommene hintere Greifhand in einen Stützfuß umgestaltete, dem die Sorge für die Fortbewegung des Körpers fernerhin allein zufiel, hat er hinsichtlich seiner ganzen späteren Kulturentwicklung den gewichtigsten, weil folgenreichsten Schritt getan, den er überhaupt tun konnte; denn von nun an ist er mit einem Male jenem furchtbaren Druck enthoben, der das Tier immer und immer wieder zum Sklaven seiner Umgebung macht, dem Naturzwang. Wird eine Tierart durch irgendwelche Umstände aus ihrem bis-

herigen Lebensraum in einen anders gearteten verpflanzt, so bleibt sie nur lebensfähig, wenn sie körperlich reagiert; treten ihr neue und ungewohnte Feinde entgegen, so muß sie ihre natürlichen Waffen entwickeln oder aber ihre Fluchtapparate ausbilden; kommt sie in ein kälteres Klima, so kann sie nur weitergedeihen, wenn sie ihre Organe mit Fettpolstern umhüllt oder mit einem dichteren Haar- oder Federkleid. Nichts von alledem bedrückt den Menschen; muß er einen Gegner bekriegen, so tut er das mit selbsterfundenen außerkörperlichen Waffen, die er mit seinen freibeweglichen Händen führt. Soll er sich aber gegen die Unbilden des Klimas schützen, so baut er sich eine Wohnung, oder aber er schafft sich künstliche Körperhüllen, die Kleidung — kurz, er hat mit dem frei und in jeder Lebenslage verfügbaren Händepaar die Möglichkeit gewonnen, die alte körperliche Anpassungsnotwendigkeit durch eine weit vollkommenere außerkörperliche Anpassungsfähigkeit zu ersetzen.

Den Weg, den der Mensch bei seinem Übergang vom sprachlosen — sprachlos in jenem oben gekennzeichneten höheren Sinn — Vierhänder zum abstrakt denkenden und sprechenden, aufrecht gehenden Zweihänder zurückgelegt hat, glauben die Anthropologen in der verschiedensten Art und Weise rekonstruieren zu können. Dem Ethnologen liegen derartige Probleme in der Regel fern, doch ist gerade dieses von so ungeheurer Wichtigkeit und Tragweite, daß wir doch nicht umhin können, uns für einen Augenblick mit ihm zu beschäftigen. Mir persönlich erscheint die Theorie von Professor Hermann Klaatsch noch immer als die annehmbarste, schon weil sie die einfachste ist. Vielleicht ist gerade diese verblüffende Einfachheit die Ursache für die innige Feindseligkeit und Gegnerschaft, mit der sie von so vielen Kollegen jenes rührigen Gelehrten beehrt wird.

Klaatsch weist zunächst auf die für die meisten von uns überraschende Tatsache hin, daß unsere fünffingrige Hand nichts Erworbenes, sondern etwas Altererbtes ist; alle Säugetiere wie alle Wirbeltiere überhaupt sind von Hause aus mit fünfstrahligen Extremitäten ausgestattet; wo wir weniger Strahlen finden, wie bei unserm Schwein, dem Rind oder gar dem Pferd mit seinem einen Huf, beruht diese Erscheinung auf Rückbildung. Diese fünf Finger stehen auch überall in dieser alten Tierwelt so, daß der Daumen opponierbar ist, d. h. daß er den anderen vier Fingern als einsame Größe und als Gegenhebel gegenübersteht und sich beim Begegnen mit seiner

Innenfläche an die der Finger anlegt. Wenn der Leser einmal Daumen und Finger einer seiner Hände gegeneinander führt, wird er sich den Begriff der Opponierbarkeit ohne weiteres klarmachen. Auch dieser unser Daumen ist also, wie schon die Plattenfunde aus der Primär- und Sekundärzeit lehren, ein uraltes Erbstück. Nach der Meinung von Klaatsch steht ihm gerade die Zahl von nur vier Fingern gegenüber, weil eine größere Anzahl zweifellos eine Schmälerung des Nutzeffektes bedeuten würde; vier gegen einen sind vielleicht schon ein Maximalverhältnis.

Auch die Vierhändigkeit der Primaten ist kein Privileg, kein Vorrecht, auf das wir für unsern Urzustand stolz sein dürften, sondern ebenfalls nur die Bewahrung des Urzustandes, der den Stammformen aller Säuger zukam und in den einzelnen Abteilungen unabhängig voneinander durch Rückbildung verloren gegangen ist. Im Eozän, also im älteren Tertiär, jener Millionen Jahre umfassenden Epoche, die unserer Eiszeit vorangeht, sind Greifhand und Greiffuß noch ganz allgemein; heute sind sie auf nur wenige Tiergruppen beschränkt; alle übrigen haben das eine oder andere oder beides durch Rück- oder Umbildung eingebüßt.

Beim Menschen ist die Hand konservativ geblieben; dafür aber hat sich die hintere Extremität gewandelt: aus einer Greifhand ist ein Stützfuß geworden. Dieser menschliche Stützfuß ist innerhalb der gesamten organischen Welt etwas Einzigartiges, schon allein durch die große Zehe; sie als Stütze des Körpers kehrt in dieser Weise nirgends wieder, im Gegensatz zur Hand, die uns in sehr ähnlicher Form schon bei niederen Tieren begegnet. Klaatsch geht in der Betonung dieser Einzigartigkeit sogar so weit, zu sagen, daß schon der Bau des menschlichen Fußes allein als Beweis für die Einheitlichkeit der Menschheit vollkommen genüge.

Im Urzustand ist diese große Zehe noch opponierbar; beim menschlichen Embryo ist diese Stellung noch heute angedeutet durch das weite Abstehen von der zweiten Zehe. Reste der alten Greiffunktion kehren bei niedrig stehenden Völkern ebenfalls wieder; so sind die Australier sehr wohl imstande, zwischen den Zehen ihre Speere mitzuschleppen; die Wedda auf Ceylon spannen sogar ihre Bogen mit den Füßen. Geläufig ist dann jedem Elternpaar die drollige Beweglichkeit gerade der großen Zehe bei unseren Kleinen, ebenso wie die Kletterstellung, die der süß schlummernde Sprößling

in den ersten Lebensmonaten noch unverfälscht innehält; die Beinchen angezogen, die Knie gebeugt und die Fußsohlen einander zugewendet, liegt er da, als wenn er sich mit allen vieren noch im Geäst eines Baumes anklammern wolle.

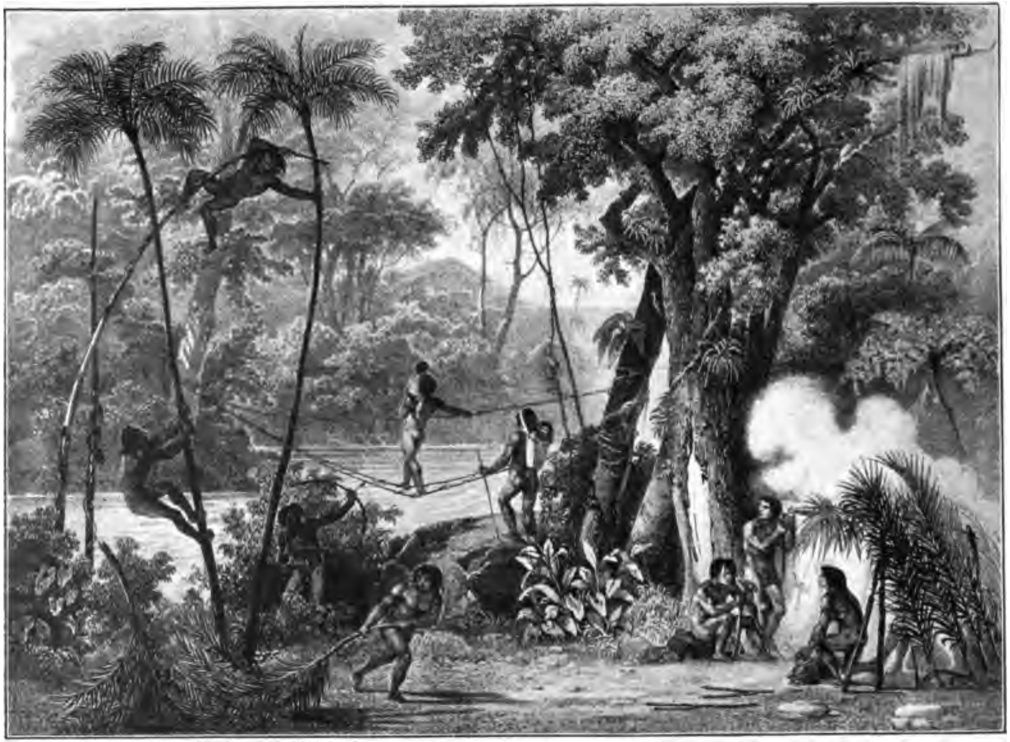


Abb. 17. Mitteldurchschnitt des Kopfes und der Wirbelsäule des Menschen. (Nach Klaatsch.)

Falsch ist es nach Klaatsch nun, zu sagen, unser Fuß sei durch den aufrechten Gang entstanden; richtig muß es nach ihm heißen: unser Fuß befähigt uns erst zum aufrechten Gang; er ist nicht die Folge, sondern die Voraussetzung. Viele Tiere gehen annähernd aufrecht schon in geologisch recht alter Zeit der Sekundärperiode; auch unsere Affen befleißigen sich bekanntlich teilweise dieser Fortbewegungsart, aber keins hat unsern Fuß bekommen. Wie ist das zu erklären, oder besser, wie ist gerade der Mensch zu seinem Fuß gekommen?

Klaatsch betont, daß die Ausbildung des Stützfußes ganz nutzlos gewesen wäre, wenn nicht das Gewicht des Körpers so verlegt wurde, daß es den vollkommen aufrechten Gang gestattete. Das war nur möglich durch eine sehr erhebliche Rückwärtsverlegung des Schwerpunktes. Sie ist erfolgt durch die Knickung der Lendenwirbelsäule; Kopf und Oberteil des Rumpfes wurden dadurch so weit nach hinten verlegt, daß der benötigte vollkommen aufrechte Gang ermöglicht wurde.

Hier setzt nun eine andere Theorie ein, die des Heidelberger Anthropologen Professor Schoetensack. Der Mensch ist, wie wir allgemein wissen, ursprünglich ein Klettertier. Wäre er im Urwald verblieben, so würde er die Langarme des Affen bis auf den heutigen Tag behalten haben. Schoetensack weist nun auf die Klettermechanik primitiver Völker hin, der Australier, der Westafrikaner in Kamerun, in



Kletternde Indianer im brasilianischen Urwald.

(Nach Rugendas.)

Loango usw. Alle diese Völker klettern anders als wir Europäer; während bei uns beim Erklettern eines Baumes den Knien eine erhebliche Hebelarbeit zugewiesen wird, kommt bei den Primitiven lediglich die Mitarbeit des Fußes in Frage. Dabei bestehen noch wiederum zwei verschiedene Methoden, je nach dem Durchmesser des Baumes. Wie die beigegebenen Tafeln II und III ohne weiteres und deutlich dartun, besteht das Klettern zunächst ganz allgemein aus einem Hinauflaufen am Stamm; während aber bei dünnen Bäumen die Füße sich mit der zwischen Ballen und Ferse gelegenen Hohlkehle an den Stamm schmiegen, sich sozusagen an seiner rauhen Rinde festsaugen, kommt bei umfangreichen Stämmen diese Höhlung nicht in Betracht; jetzt ist es vielmehr der Ballen, auf den sich die ganze Last des Körpers stützt. Bei dünnen Bäumen umklammert der Kletterer den Stamm mit den Armen direkt; geht das nicht mehr, so nehmen diese Völker Kletterapparate zu Hilfe. Im einfachsten Fall ist das eine Liane, die man ohne weitere Mühewaltung ihrem Standort entnimmt und mit kühnem Schwung um den Baum herumschwingt, um die freien Enden mit beiden Händen zu erfassen. In demselben Tempo, wie nun unten die Füße in die Höhe marschieren, schiebt der Kletterer auch die Liane ruckweise aufwärts. Im Prinzip ganz gleich, in der Form aber weit vollkommener als dieser „Kamin“ der Australier sind die Klettervorrichtungen der Westafrikaner; in Kamerun gibt es außerordentlich sorgfältig geflochtene Apparate mit bequemen Handgriffen, mittels derer der Neger an seinen Waldbäumen in die Höhe spaziert. Noch bequemer macht es sich der Loangoneger, nördlich von der Kongomündung. Bei ihm läuft der Kletterstrick, meist ein zusammengerollter derber Baumbaststreifen, nachdem er um den Stamm geschlungen worden ist, in sich selbst zurück. Will nun der Kletterer seine Kokospalme erklimmen, so tritt er dicht an den Baum heran, wirft sich die Schlinge über Kopf und Schultern, hebt deren um den Baum liegenden Teil schräg nach oben und legt sich nun mit seinem Rücken fest in den andern Schlingenteil hinein, seine Fußballen gleichzeitig an den Baumstamm pressend. In dieser Lage vermag er ohne jedwede körperliche Anstrengung nach oben zu marschieren; lediglich für das regelmäßige Aufwärtsschieben der Schlinge hat er Sorge zu tragen. Der Vollständigkeit wegen wollen wir hinzufügen, daß fast überall, wo diese Klettermethoden

gebräuchlich sind, auch die andere Sitte besteht, Kerben in die Stämme zu hauen, was dann natürlich die Aufwärtsbewegung noch mehr erleichtert. Abel Tasman sah derartige „Stufenbäume" zu seinem Erstaunen bei seiner Landung 1642 auf Tasmanien; sie sind in der Südsee überhaupt recht allgemein, und auch an den afrikanischen Küsten fallen sie bei vielen alten Kokosstämmen sofort ins Auge.

Mit unleugbarem Geschick knüpft nun Klaatsch an diese Vorkommnisse an. Eine Greiffunktion des Fußes ist lediglich im dichten Walde mit seinem Ast- und Zweiggewirr von Nutzen, nicht aber bei einzelstehenden Bäumen, besonders dicken und unverzweigten. Hier arbeitet der Fuß nur noch als Ganzes und insbesondere nur mit dem Innenrande. Dadurch, daß dieser Innenrand fest an den Baum gepreßt wird, wird die Beweglichkeit der großen Zehe aufgehoben; beim Anpressen an dünnere Stämme gewinnt die Sohle dafür die Bedeutung eines Saugnapfes. Wo aber der Fuß sich an dickere Stämme pressen muß, ganz gleich, ob ihm dabei Stufen zu Hilfe kommen oder nicht, da tritt als Widerlager die Stelle in Tätigkeit, die heute von unserem Ballen eingenommen wird.

Klaatsch meint, daß durch eine außerordentlich lange Fortsetzung dieser Art von Klettertätigkeit unser uralter primater Greiffuß zu jenem Stützorgan geworden sein könne, welches er heute ist. Zur Begründung bezieht er sich auch jetzt wieder auf eine andere Theorie von Professor Schoetensack, die sich mit der Heimat oder, richtiger ausgedrückt, dem Herausbildungsherd unseres Geschlechts befaßt. Darwin suchte diesen Herd bekanntlich in Afrika, während Virchow mehr nach dem Malaiischen Archipel hinneigte. Schoetensack betont dagegen, daß der Mensch bei seiner Umbildung sozusagen ein Paradiesstadium nötig gehabt hat, eine Gegend, in der ihm keine gefährlichen tierischen Gegner nachstellen konnten. Ein solches Gebiet ist heute noch Australien; außer den großen Beuteltieren, die längst ausgestorben, vielleicht vom Uraustralier ausgerottet sind, hat es dort nie ein Wesen gegeben, das dem Menschen je hätte gefährlich werden können. Zudem war diese ganze Tierwelt höchst unintelligent, so daß zur Jagd lediglich körperliche Gewandtheit gehörte. In erster Linie habe diese in einer erhöhten Kletterfähigkeit bestehen müssen. Die Bäume stehen auf dem fünften Erdteil ganz vereinzelt; sie sind glatt und ragen astlos himmelhoch in die Luft; dem Wild in ihre

Kronen zu folgen, setzt in der Tat eine bedeutende Kletterfähigkeit voraus.

Klaatsch versteift sich nicht gerade auf Australien als Herausbildungsherd, doch nimmt auch er eine Region mit einzelstehender Baumvegetation an, wie sie außer Australien ja auch noch der größte Teil Afrikas beherbergt, und wie sie auch dem versunkenen Erdteil zwischen Afrika und Südostasien-Australien eigentümlich gewesen sein wird. Die Ortsfrage ist in der Tat ganz nebensächlich; wesentlich ist vielmehr, daß unsere tierischen Vorfahren lange Zeit hindurch in die Zwangslage versetzt worden sind, von einem Baum zum andern Baum zu gehen, um an den Einzelstämmen jene Umwandlung des alten Greiffußes in den neuen Stützfuß zu vollenden, die allein sie befähigt hat, nun auch in den anderen Erdgebieten die neue Errungenschaft des aufrechten Ganges zu betätigen.

Zur Durchführung dieser schweren Aufgabe ist im übrigen noch ein weiteres nötig gewesen; die neue Standfläche allein genügte nicht, es mußte vielmehr auch der Schwerpunkt des ganzen Körpers verlegt werden. Auch dieser Teil der Klaatschschen Theorie ist sehr hübsch und ansprechend. Mit der dauernden Anwendung der neuen Klettermethode, sagt der Forscher, sind nicht nur die unteren Gliedmaßen in der geschilderten Weise umgewandelt, sondern auch Rumpf und Arme sehr wesentlich modifiziert worden. Durch die Notwendigkeit des starken Zurückbiegens ist es zu jener scharfen Knickung der Lendenwirbelsäule gekommen, die ausschließlich dem Menschen eigentümlich ist. Diese Knickung ist auch noch heute nachweisbar, indem die Kreuzbeinwirbel, die durch die Verknöcherung der Zwischenbandscheiben fest miteinander verbunden sind, in der alten schrägen Richtung weiter beharren. Dann kommt der Knick, der nach Klaatsch bei unseren niederen Rassen nur erst sehr wenig ausgeprägt erscheint, bei den höheren aber um so schärfer ist. Der obere Teil der Wirbelsäule nimmt dann wieder die alte Schrägrichtung ein, worauf dann im Nacken ein erneuter Knick erfolgt, um den Kopf nach hinten zu bringen (vgl. Abb. 17).

Auch den Bau unserer Schulter und unseres Armes erklärt Klaatsch durch seine Theorie. Beide weichen von den entsprechenden Körperteilen des Tieres durch eine gut ausgebildete Muskulatur ab. Nach den alten Theorien sei des Menschen Arm erst dann frei und beweglicher geworden, nachdem der Mensch ein freies Untergestell

erlangt gehabt habe; der Mensch mußte erst unten fertig sein, bevor oben die Umbildung begann. Diese Anschauung ist nach Klaatsch nicht mehr haltbar, seitdem man weiß, daß die Hand und der Arm an sich sehr, sehr alte Erbteile sind; seither bedarf nur noch jene gut ausgebildete Muskulatur einer Erklärung. Klaatsch findet sie, indem er betont, daß der Mensch in Wirklichkeit das gewandteste aller Wesen ist; er ist der Turner par excellence, mit dem kein anderes Wesen zu wetteifern vermag. Woher er diese Fähigkeit hat, ist nach den bisherigen Ausführungen nicht schwer zu bestimmen: durch die Notwendigkeit, immer noch gewandter sein zu müssen als seine Beute im hohen Baum, hat er die beste Gelegenheit gehabt, gerade Schulter, Ober- und Unterarme zu dem auszugestalten, was sie heute sind.

Das dritte Kriterium unseres Menschentums endlich ist das Feuer; es ist zugleich auch das schärfste und reinlichste. Sowohl bei der Sprache wie auch beim Werkzeug kann man höchstens von einem Grenzsaum zwischen Mensch und Tier sprechen; hier endlich finden wir eine scharfe Linie. Die Fertigkeit der Feuererzeugung ist keinem Tier eigen, und selbst um die bloße Ausnutzung des Elements ist es nur sehr schwach bestellt. Die Benutzung der Mistbeetwärme durch manche Tiere zum Ausbrüten der Eier ist, weil zu wenig direkt, kaum hierher zu rechnen; im übrigen aber wissen wir, daß lediglich die beiden Tierformen Megapodius Pritchardi auf Niuafu und Megapodius eremita auf Neubritannien die vulkanische Wärme in ihre Dienste stellen. Beide lassen ihre Eier durch sie ausbrüten. Diese scharfe Scheidung von Mensch und Tier gerade durch das Feuer soll für uns Grund genug sein, gerade von hier aus an die Betrachtung der Kulturelemente heranzutreten.

VII.

Das Feuer.

Mit wildem Brausen fährt der Sturm über den Urwald dahin. Ängstlich und verschüchtert sucht das Wild seine gewohnten Schlupfwinkel auf, und auch jener Trupp wildaussehender Männer, der dort unten im Waldesdunkel einherzieht, blickt immer häufiger aufwärts, durch den offenbaren Aufruhr in der Natur sichtlich nicht

weniger eingeschüchtert als die tierischen Lebewesen, denen die Männer soeben noch eifrig nachgestellt haben. In das Heulen und Brausen des Windes mischt sich jetzt auch noch das Grollen des rasch heraufziehenden Gewitters; Blitze zucken hin und wieder, immer rascher folgt jedem Aufleuchten das knatternde und unheimlich rollende Geräusch des Donners. Plötzlich erscheint die ganze Szenerie in grelles Licht getaucht; Blitz und Knall fallen zeitlich vollkommen zusammen; wie festgebannt stehen die Männer, um im nächsten Augenblick in sinnlosem Entsetzen nach allen Richtungen auseinanderzustieben. Erst nach geraumer Zeit, wo nur noch entferntes, leises Rollen von dem Aufruhr der Elemente zeugt, kommen sie zaghaft wieder an der alten Stelle zusammen. Doch welcher Anblick bietet sich ihnen nunmehr dar: als gewaltige Feuersäule, lichterloh brennend, steht einer der Waldriesen inmitten seiner glücklicheren Kameraden da! Er hatte der Zeit seinen Tribut zahlen müssen und war trocken geworden; da hat ihn, der das grüne Walddach erheblich überragte, der Blitz getroffen. Lange kämpft in der Brust der Männer da unten die Furcht mit der Neugier; endlich siegt die letztere, und es zieht sie mehr und mehr an die neuartige Erscheinung heran. Schließlich, als der Baum in sich selbst zusammenstürzt und nur noch einen wirren Haufen glühender und glimmender Bruchstücke bildet, wagen sie sich in unmittelbare Nähe; sie empfinden in der inzwischen angebrochenen kalten Nacht die Wärme jenes gefällten glühenden Riesen doppelt angenehm und legen halb unbewußt aufgelesene trockene Scheite nach, sobald ihr „Lagerfeuer" Miene macht, in seiner wohltätigen Eigenschaft nachzulassen.

Das ist die eine der zahlreichen Ansichten, wie sie besonders vergangene Jahrzehnte über die Zähmung des Feuers durch den Menschen hegten und pflegten. Unterziehen wir auch die hauptsächlichsten der übrigen Theorien einer kurzen Betrachtung, so können wir die nächste sehr wohl auf demselben Schauplatz und unter den gleichen Umständen spielen lassen. Oben braust derselbe Wind, und unten ziehen dieselben oder aber auch andere Männer dahin; nur Blitz und Donner fehlen jetzt. Dafür sieht das Menschlein plötzlich zu seinem maßlosen Erstaunen, wie an einem freier stehenden und darum vom Sturm besonders stark gepackten Baum oben in der Krone Rauchwölkchen aufsteigen; sie werden dicht und dichter, bis mit einemmal eine helle Flamme lustig emporlodert. Sinnend — man sieht förmlich, wie die braven Männer dieser grauen Vorzeit den Finger an die Nase legen —

stehen sie da; ein tiefer Ernst malt sich auf ihren Denkerstirnen. Endlich zuckt über das Gesicht des Führers das gewaltige Aufleuchten der Erkenntnis — er hat des Rätsels Lösung gefunden. „Sahet ihr nicht," spricht er mit weit ausholender Gebärde zu seinen Gefährten, die gewohnt sind, in jeder Lebenslage bewundernd zu ihrem Meister aufzublicken, „sahet ihr nicht, wie dort oben, ehe der blutigrote Geist dort aus dem Baum herausfuhr, die Zweige sich aneinanderrieben? Aus Reibung entsteht Wärme; wo aber Wärme ist, da entsteht bei genügender Steigerung auch Feuer; und die Erscheinung da oben, das ist Feuer."

Das ist die zweite Theorie. Sie zielt darauf ab, gleich zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen, indem sie dem Menschen nicht nur den Nutzen der Erscheinung offenbaren will — wir könnten zwanglos auch hier das Geschehnis in derselben Weise ausspinnen wie bei der Blitztheorie, also: daß die sinnenden Männer sich nun auch später um die glimmenden Reste des niedergebrannten Baumes herumsetzen, sich an ihnen wärmen, mit behaglichem Schmunzeln die gerösteten Früchte essen usw. —, sondern ihm auch zu gleicher Zeit in der Gestalt der beiden reibenden Zweige kundtut, wie man durch ein analoges Beginnen, nämlich durch dasselbe kräftige Reiben von Holz auf Holz, das Feuer aus dem Nichts erzeugt. Der Vater dieser Hypothese ist der berühmte Sprach- und Mythenforscher Adalbert Kuhn, dessen Ruhm sie Jahrzehnte hindurch nur gemehrt hat, so oft ist sie ihm nachgesprochen und nachgeschrieben worden. Heute, wo wir so gewaltig viel klüger sind als die Menschheit von 1859, lächeln wir höchst erhaben über dieses Denkprodukt vom professoralen Studiertisch; die Hypothese trägt auch in der Tat zu sehr den Stempel reinster Spekulation, als daß heute, im Zeitalter der ausgeprägten Beobachtungswissenschaften, noch irgend jemand sie ernst nehmen könnte; für jene Zeit indessen war sie allein schon durch den Umstand, daß sie überhaupt eine entschiedene Lösung anstrebte, eine Tat. In jedem Fall könnte sie immer noch wahrscheinlicher sein als die nächste Theorie.

Diese ist restlos spekulativ. Die Rolle des Entdeckers übernimmt jetzt der Priester. Sein Volk betet zu dem leuchtenden Tagesgestirn, der Sonne. Nach allgemeiner Anschauung stellt sie eine Scheibe dar, die nachzubilden als verdienstvoll gilt. Der Priester unterzieht sich diesem Unterfangen; er stellt mühselig aus Holz eine solche

Scheibe her, setzt sie, um das Bild vollkommen zu machen, auf eine Achse, einen in die Erde geschlagenen, zugespitzten Pfahl, und beginnt, die Scheibe zu drehen. Er dreht und dreht; ächzend und knarrend bewegt sich das plumpe Rad auf seiner Unterlage; fast möchte der Arm des Geweihten erlahmen bei der Hantierung, doch das Werk ist verdienstvoll nur durch unausgesetzte Ausdauer. Schon wirbelt eine Rauchsäule in die Höhe, dem strahlenden Gott am leuchtenden Firmament entgegen. „Ein Opfer," blitzt es durch die Schädel der Gemeinde; hilfreich greifen die Nächststehenden zu; rascher und rascher dreht sich das Rad, dichter und dichter wird der Rauch. Da — ein Schrei hallt durch die Menge — auch hier eine lohende Feuersäule — das Feuer ist entdeckt.

Und nun die vierte Theorie. Am grünenden Bergeshang lagert eine Horde Wilder; die Kleinsten, der Mutterbrust Entwöhnten treiben sich im munteren Spiel zwischen Busch und Bach herum, die Mütter aber und Väter sieht man regellos zerstreut über die weite, sonnige Fläche verteilt, wie sie aufmerksam spähend Kerftiere sammeln, mit spitzem Stöckchen alte Bäume auf fette Käferlarven untersuchen, mit derberem Stab im Boden nach Knollen, Früchten und Wurzeln graben. Alles atmet vollkommene Ruhe und idyllischen Frieden. Da setzt auch hier eines Tages der Zorn der Elemente ein; im Bauch des Berges grollt und donnert es, die Erde zittert, als erschauere sie vor dem Kommenden. Entsetzt ist die ganze Gesellschaft davongeflohen, jedoch um bald wieder zurückzukehren, da weiter kein Unheil geschieht. Der Mensch gewöhnt sich zudem an alles. Da plötzlich tritt etwas Furchtbares ein: der ganze Berg wird lebendig, er schleudert Steine und Asche aus seinem Gipfel; eine Feuersäule steigt riesenhoch in die nachtdunkle Atmosphäre; den herniedersausenden Steingeschossen folgt bald eine blutigrot glühende, flüssige Masse. In schlangengleichen Windungen sucht sie sich den Weg zu Tal; entgegenstehende Felsmassen schließt sie widerstandslos in ihre heißen Arme ein, alles Lebende geht vor ihrem glühenden Atem in Flammen auf. Doch an der Überzahl der Feinde verzehrt sich auch die Lebenskraft dieses Ungetüms; immer langsamer und träger wird sein Lauf, die ursprünglich leuchtend rote Haut wird zu einem häßlichen Aschgrau; schließlich liegt der Koloß regungslos da, als ein gewaltiger, einem prallgefüllten Sack gleichender Wall das ganze Tal versperrend. Was sich von den Bewohnern der Gegend aus der

Katastrophe gerettet hat, ist zeitweilig weitab entflohen; aus dem unserer Art seit jeher eigentümlichen Zuge der Beharrung heraus sind sie jedoch alle zurückgekehrt, nachdem das Bergungetüm in die alte Ruhelage zurückgefallen ist. Ja, sogar zur altgewohnten Lagerstätte strebt die Horde von neuem hin. Die ist erheblich verändert seitdem: wo früher der Bergeshang in ungebrochener Neigung nach oben stieg, ragt jetzt jener häßliche graue Wall. Der verschönt in der Tat die Gegend kaum, im Gegenteil; dafür jedoch schützt er die luftigen Windschirme, hinter denen die Gesellschaft haust, auffällig gegen die eisige Temperatur des früher so unangenehm empfundenen Bergwindes; es ist merkwürdig warm jetzt in der kalten Tropennacht, so warm, daß man des Schutzdaches fast entraten könnte. Und seltsam, je näher am Wall, um so wärmer die Luft. Wie von einem Magnet gezogen, springt die allezeit unternehmungslustige Stammesjugend der neuen Nachbarschaft zu; in malerischer Gruppe hocken die Knaben an einer Stelle beisammen; die wildbehaarten, ungepflegten Köpfe eng aneinandergeschmiegt, scheinen sie in jener grauen Masse etwas zu suchen oder gar bereits gefunden zu haben. Schon will der Beobachter, ein würdiger Wilder, dessen Wort im Rate der Männer etwas gilt, den Knaben folgen, da fliegt der ganze Trupp jach auseinander; unter lautem Geschrei springen sie talwärts, dem Längsten unter ihnen nach, der ein merkwürdiges Etwas in der hocherhobenen Rechten schwingt. „Sieh mal, Vater," ruft er keuchend vom Lauf und vor Aufregung, „was ich hier habe!" Aufmerksam prüfend, schaut der Angerufene herüber, und auch er ist weidlich erstaunt. Ein einfaches Stäbchen ist es, wie sie zu Tausenden den Waldboden bedecken; aber es glüht und dampft an seinem freien Ende, und zuckend flammt es zuweilen aus ihm auf. — Auch dergestalt hat man das Feuer entdeckt.

Die vier mitgeteilten Theorien tragen vor dem Forum der Gegenwart jede ihr Urteil selbst in sich. Völlig absurd und jeder Unterlage bar ist die Priestertheorie; sie ist einfach Konstruktion, mit der wir uns nicht weiter zu beschäftigen brauchen. Auch die Kuhnsche Reibungstheorie ist in dieser Form nicht haltbar, trotzdem ein paar vereinzelte Angaben dafür zu sprechen scheinen. Auf Buru im Malaiischen Archipel behaupten, wie Leo Frobenius in seiner „Völkerkunde in Charakterbildern" erzählt, die Eingeborenen, daß sich der Kinasbaum (Kleinhovia hospita L.) in außer-



Queensland-Australier einen Baum erkletternd.

(Nach einem Gemälde von W. Kranz.)

gewöhnlich trockenen Jahren leicht ohne Zutun der Menschen durch Reibung seiner Äste entzünde und viel zur Entstehung der von Zeit zu Zeit auftretenden Waldbrände beitrage. Auf Nukufetau im Ellicearchipel aber wollen die Eingeborenen, wie Turner berichtet, das Feuer wirklich in der von Kuhn angenommenen Weise entdeckt haben, indem ihre Vorfahren gesehen hätten, wie von zwei trockenen Zweigen, die vom Winde aneinandergerieben wurden, Rauch aufgestiegen sei. In beiden Fällen werden zweifellos andere Ursachen zugrunde liegen. Sehr wohl diskutierbar sind hingegen die Blitztheorie und die Vulkantheorie, doch gebietet es unsere heutige Methode, die Feuerfrage zunächst von einem ganz anderen Standpunkt aus anzugreifen.

Im Jahre 1906 hielt ich mich ausgiebig unter den Völkerstämmen des südlichen Deutsch-Ostafrika auf; ich war der Führer einer ethnographischen Expedition, die vom Reich ausgesandt war und den Zweck hatte, außer eingehenden Beobachtungen über die Sitten und Gebräuche jener Völker auch eine möglichst lückenlose Sammlung ihrer Gebrauchsgegenstände zusammenzubringen. Bei diesen Gebrauchsgegenständen mußten sich nach allem, was wir von jenen Völkerschaften, den Wamuera, Makua, Wayao, Makonde, Wamatambwe, Wangindo usw., wußten, auch Instrumente zur Feuererzeugung befinden. Sie waren in der Tat auch vorhanden, gingen jedoch wider alles Erwarten außerordentlich spärlich ein, so daß ich mich, meiner sonstigen Gewohnheit getreu, gezwungen sah, die Hütten auch nach ihnen abzusuchen. Ich habe den häufig recht fröhlichen Sammelbetrieb, wie er sich damals dort unten abspielte, in dem Buch: „Negerleben in Ostafrika", das im Herbst 1908 bei Brockhaus in Leipzig erschienen ist, und in dem außer dem Bericht über jene ergebnisreiche Reise auch manches andere allgemein Völkerkundliche zu lesen ist, eingehend geschildert. Die dortigen Wohnhäuser sind zumeist recht stattlich und geräumig, so daß wohlhabendere Bauern — als solche muß man den Neger des Südens ohne weiteres bezeichnen — sich mehr Zimmer leisten als die Mehrzahl unserer Großstadtfamilien; gleichwohl war es mit Vorrichtungen zum Aufbewahren des Hausrats nur recht kümmerlich bestellt; in den fensterlosen, stockdunkeln Schlafräumen stand nur die Kitanda, das auf vier Füßen ruhende Rahmenbrett, und höchstens ein paar Vorratsgefäße aus Ton oder mit Ton ausgestrichenem Geflecht. Nur im

Flur, dem hellen Raum zwischen Vorder- und Hintertür, war der Besitzstand reicher; da gab es Gerüste, auf denen Hirse, Mais und andere Getreidearten ausgebreitet waren, damit sie sich im Rauch des Herdfeuers hübsch mit Ruß inkrustierten, der alles benagenden Ratten und anderen Ungeziefers wegen. Da standen in Baumgabeln große Tongefäße mit einer trüben Flüssigkeit, die sich bei näherem Zusehen als Wasser entpuppte; dort hingen Schlingen vom Dach herab, in denen andere Töpfe schwebten; Löffel der verschiedensten Form lagen und hingen herum; Töpfe verschiedener Größe standen auf dem festgestampften Boden umher, ihres runden Bodens wegen je auf einem ausgesparten und konkav ausgehöhlten Kegelstumpf aus Lehm — kurz, es war ein buntes Bild, das in seiner Art recht wohl den Anspruch erheben darf, als Kulturbild angesprochen zu werden. Nur Feuerbohrer waren nie zu sehen, weder zwischen den Töpfen noch an den Gerüsten. Fragte ich nach ihnen, so habe ich in den meisten Fällen die vom Neger nur zu gern gegebene Antwort: „Hapana“ bekommen, zu deutsch etwa: „Bedauere sehr, haben wir nicht.“ So mochte es in der Tat in den meisten Fällen sein, denn auch von dem Augenblick an, wo ich mich weniger auf die Aussagen der Hausbewohner als mein eigenes Spürtalent verließ und unter dem behaglichen Grinsen von groß und klein anfing, meinerseits Haussuchung zu halten, indem ich vom rauchgeschwärzten Strohdach herunter bis tief in das unvermeidliche tiefe Aschenlager auf dem Hüttenboden keinen Winkel undurchsucht ließ, traten Feuerzeuge nur verhältnismäßig selten zutage. Sie sind ja auch in unseren ethnographischen Museen auffällig wenig vertreten. Dabei habe ich kein feuerreicheres Land gesehen als Afrika; auf dem Flur brennt eins; in der luftigen Kochhütte hinten auf dem Hof, die man zur Trockenzeit mit Vorliebe benutzt, brennt eins; unter jeder Bettstelle brennt ebenfalls eins. Dergestalt ist ein Meer von Asche geradezu das Wahrzeichen des Negerhaushalts.

Wie reimt sich das zusammen? — Nun, des Rätsels Lösung ist verblüffend einfach. Zunächst glaubte ich, wie jeder Neuling, natürlich an den Besitz schwedischer Streichhölzer, von denen mir schon mein verstorbener Lehrer Friedrich Ratzel vor bald einem Vierteljahrhundert im Kolleg erzählt hatte, sie seien Gemeingut aller Schwarzen bis ins Herz Afrikas hinein. Das stimmt jedoch nicht, trotzdem in den verflossenen Jahrzehnten unsere Kultur doch

wahrlich Zeit gehabt hätte, den Neger auch in dieser Richtung zu „zivilisieren". Nicht einmal mein eigener Koch benutzte regelmäßig Streichhölzer, trotzdem er doch auf Grund des von mir mitgeführten großen Vorrats ausgiebig Gelegenheit dazu gehabt hätte. Die Ursache für diese Nichtachtung eines unserer hervorragendsten Kulturdokumente war im übrigen recht prosaischer Natur: der Neger hat nämlich keine Taschen; wo sollte er sie auch anbringen in seinem Schurz oder in seinem dünnen Hemdchen? Nicht einmal ihren sauer verdienten Lohn wußten die Getreuen halbwegs sicher unterzubringen.

Ja, aber woher nehmen die Leute dann den göttlichen Funken? Nun, der Neger ist bekanntermaßen auf finanziellem Gebiet ein Pumpgenie ersten Ranges, und so bleibt er sich nur konsequent, indem er dasselbe Verfahren auch auf die Erlangung des ihm so nötigen Feuerfunkens anwendet. Das Entleihsystem ist in der Tat des Rätsels mehr denn einfache Lösung; sollte es geschehen, daß das Herdfeuer einmal erlischt, so wird der Hausherr oder die Hausfrau oder sonst jemand viel eher einen Kilometer laufen, um sich vom Nachbar einen glimmenden Feuerbrand zu holen, als daß er sich die Mühe gibt, auf künstliche Weise selbst Feuer zu erzeugen. Damit steht vollauf im Einklang, daß diese Kunst durchaus nicht Allgemeingut ist. Meinem andern Grundsatz getreu, kein Stück meiner Sammlung einzuverleiben, bevor ich es nicht im Gebrauch gesehen hatte, habe ich, wessen ich nur immer habhaft werden konnte, veranlaßt, vor meinen Augen Feuer zu bohren. Der



Abb. 18. Feuerbohren in Afrika.

Apparat ist ja allgemein bekannt (Abb. 18): die Unterlage bildet in Afrika, wie überhaupt in den meisten Teilen der Welt, ein runder Stab, in den man eine kleine Grube schneidet, die dem Bohrstab als Drehungslager dienen soll. Dieser Bohrstab besteht in der Regel aus härterem Holz; doch können er wie auch die Unterlage sehr wohl auch aus demselben Material bestehen. Man setzt nun den Stab senkrecht in das Grübchen ein, läßt die Unterlage von einem Gehilfen festhalten und quirlt den Bohrstab selbst kräftig zwischen den ausgestreckten Händen. Das untere Ende des Bohrstabs schmiegt sich dabei sehr bald vollkommen in die ausgequirlte Grube hinein, das feine, heiße Bohrmehl fällt durch einen seitlichen Kerbenschlitz aus ihr nach außen auf untergelegten Zunder und entzündet ihn. So die landläufige Schilderung.

Der Vorgang an sich ist also recht einfach; einzelne meiner eigenen Leute brachten in dieser Weise auch in erstaunlich kurzer Zeit, einer sogar nach nur viermaligem Herunterquirlen der Hände am Bohrstab, Feuer hervor; anderen wieder wollte es gar nicht gelingen. Diese Erfahrung mußte ich mit den Landeseingesessenen dann in immer stärkerem Maße machen; es gab zehnmal mehr Jünglinge und Männer, die sich unter dem Gespött der nie fehlenden Korona viertelstundenlang vergebens abmühten, als solche, die es „konnten". Einen Mangel in der Ausrüstung zum Kampf ums Dasein bedeutet diese Unkenntnis oder, richtiger, diese Unfähigkeit gleichwohl kaum, denn unter normalen Lebensverhältnissen ist der Eingeborene der Notwendigkeit des regelmäßigen Feuerquirlens gar nicht ausgesetzt, ja ihr direkt überhoben. In welcher Weise dies möglich war, konnte ich zunächst wieder am bequemsten bei meinen eigenen Leuten feststellen; außerdem dann auch in jedem einzelnen Negergehöft. Wo immer ich ein Dauerlager aufschlug, hatten meine Träger nichts Eiligeres zu tun, als das Pori, den lichten Wald jener Gegenden, nach einem trockenen Baumstamm von möglichst kräftigen Abmessungen und wahrscheinlich auch einer ganz bestimmten Art abzusuchen. Den schleppten sie dann mit vereinten Kräften in die Mitte des Lagers hinein. Dort lag der Riese, dem äußeren Anschein nach unberührt, in Wirklichkeit immer kürzer werdend. Abends umhüllte man sein Stammende mit leicht brennbaren Stoffen: trockenem Gras, dürrem Reisig und arm- bis beindicken Scheiten. Dann flammte der Haufen bald hell auf und verbreitete Licht und

behagliche Wärme; die Männer aber saßen in weitem Kreise ringsherum, erzählten von ihrer fernen Heimat Unyamwesi, weit im Nordwesten am großen Nyansa, oder von dem kuriosen Bwana Pufesa, dem Herrn Professor, der den ganzen Tag arbeitete und sogar am Abend auch, oder sie sangen ihre melodiösen, getragenen Lieder. Überwand aber dann, so um neun Uhr herum, die Müdigkeit Geist und Leib dieser prächtigen Naturkinder, und hatten sie sich einzeln oder in



Abb. 19. Feuerblöcke vor einem Pfahlbau im Rowumatal, Ostafrika.
(Nach Originalphotographie des Verfassers.)

Trupps in ihre Schlupfwinkel verzogen, so blieb das Bild immer noch malerisch genug: wie aus Bronze gegossen, leuchteten nunmehr die martialischen Gesichter meiner Wachtposten aus dem Lichtkreis des Feuers herüber. Während der dritte im gemächlichen Postenschritt das Lager umwanderte, irgendwelcher imaginärer Gefahren gewärtig, ruhten die beiden Kameraden am immer mehr in sich zusammensinkenden Feuer, bis im Osten der erste Dämmerschein das rasch aufsteigende Tagesgestirn ankündigte. Bei Tage fand das ungeübte

Auge des Europäers nur Asche und immer wieder Asche an der Stelle, wo vorher die Flammen gelodert hatten; erst wenn man genauer hinspähte, den Aschenberg vielleicht gar mit dem Stabe lüftete und lockerte, dann sah man, wie der tote Waldesriese sacht und leise weiterglimmte, um am nächsten Abend von neuem aufzuflammen.

An Stelle des von uns erwarteten jeweiligen Neufeuers finden wir also das Dauerfeuer. Dem ist hier im Osten Afrikas so, und es ist im Westen des Erdteils nicht anders; wir finden dieselbe Einrichtung in den Wäldern und Savannen Amerikas, in den Steppen Australiens und auf den Inseln der Südsee; kurz, sie sind ein wirklicher Allgemeinbesitz der primitiven Menschheit, der sie als Entleihstationen auch dann noch dienen, wenn die Völker längst im Besitz der Fähigkeit sind, sich auf irgendeine Weise Feuer selbst herzustellen.

Diese Kunst des natürlichen Feuerhervorbringens ist nach unseren gegenwärtigen Kenntnissen ebenfalls ganz oder doch nahezu Allgemeingut der Menschheit. Noch vor wenigen Jahrzehnten glaubten englische Forscher, vor allem Sir John Lubbock, feuerlose Völker überhaupt feststellen zu können; es sollten die Bewohner einiger Inselgruppen des Stillen Ozeans sein; auch unsere braunen Brüder von den Marianen sollten dazu gehören. Davon ist man inzwischen zurückgekommen, doch berichtet Leo Frobenius in seiner bereits erwähnten „Völkerkunde in Charakterbildern" von anderen Völkern, die wohl das Feuer und seine Benutzung kennen, es aber nachgewiesenermaßen nicht selbst hervorzubringen vermögen. Das seien Gebirgsbewohner im Innern von Neuguinea, außerdem Buschvölker am oberen Uelle im nördlichen Kongobecken und auch die Zwergvölker im Quellgebiet des Tschuapa im südlichen Kongobecken. Von diesen letzteren berichtet Frobenius eine recht romantische Geschichte. Die Zwerge hatten dort mit ihren Nachbarn, den Mongo, eine Art stillschweigenden Vertrag geschlossen, nach dem die Zwerge den Mongo erlegtes Jagdwild lieferten, während die anderen dafür Gartenerzeugnisse, Töpfe, eiserne Pfeilspitzen und Feuerbrände darzubringen hatten. Die Zwerge hatten sich nun so vollständig an diesen Tauschverkehr gewöhnt, daß sie ihre glimmenden Bäume einfach ausgehen ließen, in der bestimmten Erwartung, jederzeit neues Feuer eintauschen zu können. Da kamen Tage der Feindschaft zwischen beiden Völkern. Die Zwerge stritten und fochten mit Todesmut, weniger

um die übrigen Güter als um das Feuer. Es soll den armen Kerlen damals schlecht gegangen sein, und sie sollen sich vielfach von rohem Fleisch ernährt haben, bis sie eines Tages ein Dorf überfielen, das Feuer mitnahmen und sich in ihre unzugänglichen Wälder zurückzogen. Seither sieht man sie sehr selten; sie haben jetzt sozusagen ihre eigene Wirtschaft, denn sie haben an verschiedenen Stellen ihres Streifgebietes Baumstämme in Brand gesetzt, die lange fortglimmen, haben sich sozusagen Feuerstationen errichtet. Guy Burrows, der Berichterstatter der Erzählung, sagt, es sei gefährlich, sich solchem Baume zu nähern, denn es sei stets ein Wachtposten in seiner Nähe, und die Zwerge ließen nicht mit sich spaßen, wenn sie diese Feuerstationen bedroht sähen.

Derartig dramatisch zugespitzte Verhältnisse mögen innerhalb der Menschheit von heute nicht übermäßig häufig mehr vorkommen; in früheren Zeiten, wo unser Geschlecht den Kulturanfängen ganz allgemein noch näher stand, mögen sie dagegen sicher recht häufig, wenn nicht gar die Regel gewesen sein. Damit aber hat es folgende Bewandtnis.

Seit langem besteht die Streitfrage, ob die Menschheit das Feuer bereits benutzt hat, ehe sie es willkürlich hervorzurufen verstand, oder ob zunächst das Feuermachen erfunden, und dann erst der Nutzen der neuen Errungenschaft selbst erkannt worden ist. Eine absolut sichere Entscheidung wird man in dieser Streitfrage naturgemäß niemals zu fällen vermögen, doch spricht auf Grund des kulturhistorischen Befundes, wie er in den Sagen, Mythen und Überlieferungen, den Ergebnissen der Urgeschichtsforschung und denen der Völkerkunde niedergelegt ist, alles dafür, daß der Mensch sich tatsächlich schon lange des Feuers erfreute, bevor er zu der Entdeckung kam, die ihm dessen beliebige Erneuerung in die Hand gab.

Die für die Priorität des bloßen Gebrauchs sprechenden Umstände hat Julius Lippert in seiner „Kulturgeschichte der Menschheit" übersichtlich zusammengefaßt. Einen mit Rücksicht auf andere Kulturerrungenschaften ziemlich ausreichenden Beweis sieht er schon in dem Brauch, das Feuer selbst noch dort dauernd zu erhalten und durch Entlehnung weiterzutragen, wo Werkzeuge zu verhältnismäßig müheloser Erneuerung allgemein zu Gebote stehen. Hand in Hand mit dieser Erhaltung des Feuers geht dabei oft seine Verehrung als etwas Ehrwürdiges und Heiliges.

In dem kleinen Rundtempel der Vesta, am Fuß des Palatinischen Hügels, der als Mittelpunkt des alten Rom galt, stand der Staatsherd mit dem ewigen, zur Bereitung der Staatsopfer bestimmten Feuer, dessen dauernde Erhaltung die Hauptobliegenheit der Vestalinnen war. Jeden 1. März wurde es erneuert, nicht mit dem zeitweiligen „modernen", sondern dem alten Bohrfeuerzeug, dessen Handhabung dem Priester allein zustand. Vom Tempel aus empfingen dann auch die einzelnen Häuser das Neufeuer.

In der römischen Kirche ist das alte, ewige Herdfeuer zum „ewigen Licht" geworden. Nicht am 1. März, sondern am Karsonnabend erlischt es, um auch hier vom Priester auf künstliche Weise — durch Stahl und Stein — erneuert zu werden. Durch die riesige Osterkerze, die Ablösung des uralten Glimmklotzes, wird dieses Neufeuer dann allen Lichtern der Kirche mitgeteilt.

Rings im Kreise stehen im fernen Hereroland, im Herzen von Deutsch-Südwestafrika, die Hütten der Häuptlingswerft. Die Mitte des Kreises ziert der Kälberkral, die Zukunft der über alles geliebten Herde. Die Hütte östlich davon ist stattlicher denn die übrigen. In ihr wohnt die Hauptfrau. Zwischen ihrer Hütte und dem Kälberkral, aber dichter am Kral, reckt ein dürrer Ast seine Zweige wie beschwörend in die Luft. Das ist ein Ast vom Omumborombonga, jenem stattlichen, heiligen Baum, der dem Herero als Sitz und Repräsentant seiner großen Ahnen gilt. Daneben erhebt sich zu geringerer Höhe ein Haufen Asche, Okuruo genannt, der Opferaltar. Ringsherum liegen die gebleichten Schädel und Hörner getöteter Ochsen.

Es ist Morgen; der rote Sonnenball ist soeben erst im Osten weit hinter der Kalahari über dem nächsten Hügelgrat emporgestiegen. Am Okuruo sitzt, einen Ochsenschädel als Sessel unter sich, der Häuptling. Da naht von seinem Pontok her die älteste seiner Töchter. In der Rechten trägt sie einen Feuerbrand, jenem heiligen Feuer entnommen, das sie, der römischen Vestalin gleich, in der väterlichen Hütte dauernd zu erhalten hat. Ondangere wird sie für die Ausübung dieses ehrenvollen, heiligen Dienstes genannt. Mit dem Feuerbrand entzündet sie allmorgendlich und allabendlich das Feuer auf dem Okuruo. Schon flammt der Holzstoß auf; da nahen vom Weideplatz der Rinder her die Frauen. Feierlich überreichen sie die frischgemolkene Milch dem Alten, dem Omurangere, damit er sie „beschmecke" und sie damit heilige. Erst dann füllen sie die Flüssigkeit

in die dazu bestimmten Kalebassen, wo sie rasch gerinnt und zu Omaere, zu Dickmilch, wird, dem gewohnten Nahrungsmittel. Jede der heiligen Kühe hat ihre besondere Kalebasse, in die allein ihre Milch gegossen werden muß.

Inzwischen ist der Okuruo ziemlich heruntergebrannt. Rasch, aber doch immer noch gemessen in den Bewegungen der schlanken Glieder, naht die Ondangere; eilends trägt sie die Reste des verglimmenden Feuers in den väterlichen Pontok zurück, um sie auf das ewige Feuer zurückzulegen. Dessen Verlöschen würde ein Unglück für die ganze Werft bedeuten. Geschieht es doch einmal, so muß das Feuer neu angequirlt werden. Mittel dazu sind die faule, zunderartige Wurzel des Omupandaruuabaums als Unterlage, der Ondume als Bohrstab. Auch dieser Ondume ist heilig; er stammt von einem jener kleinen Omumborombongabäumchen, wie sie die Häuptlinge in ihrer Werft als Wahrzeichen der Ahnenverehrung aufstellen.

Zieht die Werft, oder wird sie verlegt, so wird, wie Missionar Irle in seinem verdienstvollen Buch „Die Herero“ berichtet, das heilige Feuer brennend mitgenommen. Kleinere Werften und Viehposten des Stammes erhalten ihr Feuer von dem Okuruo, dem Hauptaltar der Gemeinschaft. Wer, ohne zu einem bestimmten Stamme zu gehören, sich von einem Häuptling Feuer geben läßt, stellt sich damit unter dessen Herrschaft und Schutz, und sagt z. B.: „Mba kambura omuriro ua Kamaherero.“ (Ich habe das Feuer des Maharero angenommen.) So sagten die Herero beim Ausbruch des Kriegs 1880 zu den Missionaren und Engländern, die ihnen gegen die Nama geholfen hatten: „Was sollten wir euch ein Leids antun, euch, die ihr unser Feuer am Brennen erhalten habt?“ Verlischt aber das Feuer und wird nicht wieder angezündet, so ist damit der betreffende Stamm für ausgestorben erklärt. Vielen früheren kleinen Stämmen, den Kahitjine, Mungunda, Katjikuru, Murangi u. a., ist es so ergangen. Die Reste dieser Stämme haben zumeist von Maharero Feuer genommen und sind in dessen Stamm aufgegangen.

Meinen afrikanischen Trägern und Soldaten reihen sich als Feuerbewahrer und Feuerentleiher zahlreiche andere Menschheitsgruppen an. Von den Australiern wird oftmals berichtet, daß sie stets ein Stück glimmenden Holzes in sorgsamer Verwahrung haben, und daß sie einen glühenden Feuerbrand auch auf ihren Reisen immerdar mit sich führen. Selbst die weißen Einwanderer haben die

alte Sitte übernommen, wenngleich sie in der Benutzung dieses Feuerblocks wohl nicht alle so vielseitig sind wie jener Känguruhjäger im Innern Queenslands, von dem Stefan von Kotze in seinen „Australischen Skizzen", wie folgt, erzählt:

„So ein vom Feuer gefällter alter Baum brennt manchmal wochenlang wie Zunder und ganz aus bis auf die kleinsten Zweige und Ästchen, nichts als eine Art Silhouette in weißer Asche auf dem Boden hinterlassend. Ich kannte mal einen Mann, der steckte sich regelmäßig solch einen Stamm an und teilte ihn dann mit Kohlenstrichen so ein, daß er immer an dem Fortschritt des Feuers das Datum und den Wochentag erkennen konnte. Er konnte sogar sagen, wie spät es sei, und diese Patentkalenderuhr währte ihm gewöhnlich zwei Monate. Natürlich, in der Regenzeit ging das nicht. Und so mußte er immer 50 Meilen weit in die Stadt gehen, wenn das trockene Wetter wieder anfing, um sich über den laufenden Monat und Tag zu erkundigen. Da hat er aber einmal sein Lager in einer Gegend gehabt, wo das Holz weicher war und schneller brannte. Und da er nie nach der Jahreszahl fragte, und der Ausfall der Regenzeit ja gar nichts Wunderbares ist im Busch, so hat er sich ganz verrechnet. Es kam ihm zwar so vor, als ob die Zeit schneller hinginge als früher, aber gedacht hat er sich nichts dabei. Und als er nach seiner Rechnung 100 Jahre alt geworden war — eigentlich kam's nur auf 60 — ist er an Altersschwäche gestorben. Reine Einbildung war's nur, und —"

Auch auf Neuseeland war das Dauerfeuer üblich; ja, bei den Maori galt es geradezu als ein Zeichen der Artigkeit und als Beweis der Freundschaft, dem Besucher von dem Herdfeuer des Hauses mitzuteilen. Als Banks und Dr. Solander, die Gefährten von James Cook auf dessen erster Weltumsegelung, bei einer kleineren Maorifamilie, die unter freiem Himmel um das Feuer saß, einkehrten, erhielt nicht nur jeder als Gastgeschenk einen Fisch, sondern auch einen besonderen Feuerbrand, um ihn zuzubereiten. Auch die Indianer Nordamerikas trugen vor Zeiten auf ihren Jagdzügen stets Feuer mit sich, wozu ihnen Baumschwämme dienten, die sie vom Morgen bis zum Abend glimmend erhielten. Entzündet waren diese Baumschwämme natürlich an dem Herdfeuer, das die Squaw daheim in der Hütte dauernd zu unterhalten hatte.

Den Australiern ist nach ihrer Sage das Feuer von Osten her

in einem Grasbaumstengel glimmend gebracht worden, und genau so, nicht anders, hat auch unser vielbewunderter Prometheus seinerseits die Menschheit mit dem göttlichen Feuerfunken beglückt. Die Darstellung, wie sie die Prometheussage bei uns in der Regel findet, und wie sie in künstlerisch durchaus ansprechender Weise z. B. auch die Wandelhalle unserer schönen neuen Leipziger Universität schmückt: der Titan, den lichterloh brennenden Narthexstengel in der hocherhobenen Rechten, eilends vom Himmel zur Erde herniederschwebend, ist malerisch zwar ungemein wirkungsvoll und packend, entspricht jedoch keineswegs dem Hergang, wie er ethnographisch richtig zu denken ist. Nach diesem Vorgang dürfte das Narthexrohr nur ganz nüchtern und ohne jede andere Zutat als ein kaum bemerkbares Wölkchen aufsteigenden Rauchs zur Darstellung gelangen, denn den alten Griechen ist das Feuer sicherlich nicht anders überkommen als den Naturvölkern auch: als bescheidenes, dafür aber um so nachhaltigeres Glimmfeuer in einem markreichen Pflanzenschaft. Nach dem Zeugnis des Proklus und des Plinius diente der Narthex, das gemeine Steckenkraut (Ferula communis), den Südländern vor 2000 Jahren in genau derselben Weise wie der Grasbaumschaft dem Australier zur Aufbewahrung des in seinem Marke fortglimmenden Funkens — es wird vor 4000 oder 10000 Jahren wohl kaum anders gewesen sein; auch bei jenem Nachbarvolke nicht, von dem die Vorväter der Hellenen den Funken dereinst als ganz Neues, Unfaßbares übernommen haben. Noch heute dient dort unten das Narthexmark als Zunder.

Und weiter. Sooft Griechen auszogen, eine neue Kolonie zu gründen, so nahmen sie von dem Feuer der Muttergemeinde in die neue Ansiedelung mit. War man aber aus irgendeinem Anlaß gezwungen, neues Feuer zu schaffen, so griff man in allen den Fällen, wo man gewohnt war, das Altüberkommene zu betonen, nicht nach den damals längst gebräuchlichen Zündgeräten, sondern holte auch jetzt das Feuer aus weiter Ferne herbei, so aufs neue beweisend, daß es die alte Art war, das Feuer nur durch Übertragung zu gewinnen. Alljährlich entsandte Lemnos ein Schiff nach der Insel Delos, um von dort neues Feuer für den Bedarf der eigenen Insel zu holen, das dann ein Jahr lang dauernd erhalten werden mußte. Und zog der Spartanerkönig mit seinem Heer ins Feld, so begleitete ihn ein eigener Feuerträger mit glimmendem, dem Heimatherd entnommenen

Feuer, von dem allein während des ganzen Feldzugs Gebrauch gemacht werden sollte.

Und nun zu uns selbst. Zogen unsere nordischen Vettern auf Landgewinnung aus, so geschah das nie anders als mit dem heimischen Feuerbrande. Selbst als die Norweger im 9. Jahrhundert nach Island zogen, haben sie von diesem heimischen Feuer mitgenommen, sich das neue Land mit diesem Feuer zu eigen zu machen, es sich mit Feuer zu heiligen. Auch noch in jüngerer Zeit, als die Besitznahme von Land des Andrangs wegen auf gewisse Grenzen beschränkt werden mußte, wurde die Raumeinheit danach bestimmt, was ein Mann an einem Tage „mit Feuer umfahren" könne.

So ist es vor tausend Jahren gewesen. Aus diesem uralten Gewohnheitsrecht des Feuerentleihens aber hat sich fernerhin sogar die Pflicht des Feuergebens entwickelt. In Athen war es eine von Staats wegen anerkannte Pflicht, dem darum Heischenden Feuer zu geben. Cicero verlangt in seiner Rede über die Pflichten, daß man auch dem Unbekannten Feuer mitteilte, und Plautus bezieht sogar den Stammfremden, den Feind, in diese Verpflichtung ein. Es ist im alten Rom keine der mildesten Strafen gewesen, vom Bezuge des Wassers und des Feuers — jenes wird mit diesem sozial gleichgestellt — ausgeschlossen zu sein. Im übrigen sind auch wir neuzeitlichen, nachkolumbischen Menschen nicht im mindesten anders geartet. Zwar das Herdfeuer entleihen wir gegenwärtig kaum noch, doch ist die Sitte des „Scharblocks", eines knorrigen Blocks dichten Gefüges, der das ganze Jahr unter der Asche weiterglimmte, in Westdeutschland erst ganz kürzlich erloschen. In unserer Grube lebt sie zudem in modifizierter Form fröhlich weiter. Und das Entleihen wird tagtäglich wohl an hunderttausendmal geübt. Den Straßenwandler gelüstet es, zu rauchen. Schon hat er sein mehr oder minder edles Kraut zwischen den Lippen, da fehlt ihm das Notwendigste. Mit Adlerblick mustert er die anderen Sterblichen ringsum. „Aha, der!" — „Mein Herr, darf ich um etwas Feuer bitten?" — „Bitte sehr, mit dem größten Vergnügen." — Ich möchte den Kulturträger kennen lernen, der sich dieser Pflicht zu entziehen wagte. —

Für die Priorität des Feuergenusses vor dessen willkürlicher Erzeugung spricht auch der natürliche Sachverhalt. An natürlichen Feuerquellen besitzt die Menschheit zwei: das elektrische Feuer des Himmels und das vulkanische unter der Erde; beide können in der

einen oder anderen Weise den Menschen sehr wohl veranlaßt haben, sich der ihm zunächst unheimlichen Erscheinung eines vom Blitz getroffenen, später ruhig weiterglimmenden Baumes oder dem erst im Laufe von Jahren erkaltenden Lavastrom zu nähern, sich mit ihnen vertraut zu machen und sie in verschiedenster Weise in Benutzung zu nehmen. Die menschliche Neugier überwindet schließlich auch den heftigsten Schrecken, der zudem bei unseren Primitiven, nach alledem, was wir an ihnen beobachtet haben, gar nicht so arg ist. Sodann aber liegt doch der Nutzen des Feuers zu offenbar zutage, als daß selbst der primitivste Urmensch blind an ihm hätte vorübergehen können. Daß ein Waldbrand auf natürliche Weise entstehen kann, bezweifelt niemand; ist das Ereignis aber eingetreten, so gehen Hunderte von Tieren aller Art und Größe zugrunde. Wenn dann das Feuer vorübergerauscht ist, so liegen die Kadaver halb und ganz geschmort in der Asche da. Karl von den Steinen schildert in dem Kapitel seines bekannten Buches: „Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens", welches er dem Feuer und der Entdeckung des Holzfeuerzeugs gewidmet hat, wie nach dem Brande sich alles Raubzeug auf die Brandstätte zustürzte, weniger auf das helle Feuer als die rauchende Fläche dahinter, wo mancher Nager verkohlen mochte. Wild eilte von weither herbei, um die Salzasche zu lecken. Der Boden strahlte eine behagliche Wärme aus.

Diesem Beispiel der Tiere hat der Urmensch einfach zu folgen gehabt, um den für ihn herausspringenden Nutzen des Feuers zu erkennen; ein geröstetes Stück Wild und eine gedünstete Frucht werden ihm sehr bald als etwas Leckereres erschienen sein als das bisher verschlungene Rohfleisch und unverdauliche Waldprodukte. Für eine warme Lagerstätte aber ist der schlecht oder gar nicht bekleidete Wilde mindestens ebenso empfänglich wie seine modernen Nachkommen.

Über den Weg von dieser ersten bloßen Nutznießung des Feuers bis zu dessen bewußter Erhaltung und dauernden Bewahrung haben wir dann allerdings nur Vermutungen. Irgendwo und einmal, wahrscheinlich aber vielerorts, muß der Mensch dazu geschritten sein, den glimmenden Brand aus der freien Natur in das eigene Lager zu retten, um ihn dort sozusagen als Haustier weiterzuzüchten. Vielleicht ist der Ahn nicht einmal so weit gegangen, den Feuerbrand selbst zu transportieren, sondern er hat, was bei seiner schweifenden Lebensweise das Naturgemäße und Einfachste war, sein Lager an

einem Baumstamm selbst aufgeschlagen, der im Urwald langsam verglühte. Dieses Verglühen selbst großer Waldbäume gehört im Erdteil Afrika während der Trockenzeit förmlich zum Landschaftsbilde. Seit den Zeiten des alten Karthagers Hanno, ja sicher seit noch viel früheren Epochen ist der Neger gewohnt, im Lauf der Trockenzeit „Wild zu brennen", wie man es in Deutsch-Ostafrika nennt. Bricht die Nacht herein, so erglüht der Horizont in allen Richtungen blutig rot. Bewegt sich der Reisende dann auf eine dieser Glutwellen zu, so sieht er, wie die im Schein der Flammen fast gespenstisch wirkenden schwarzen Gestalten der Landesbewohner geschäftig hin und her eilen, mit dem unvermeidlichen Feuerbrand in der hocherhobenen Rechten im trockenen Grase hier einen neuen Brandherd anlegend, dort einen andern, der eine Richtung einzuschlagen droht, die seinem Herrn und Meister nicht genehm ist, einschränkend und dämpfend — horribile dictu mit dem eigenen Fuß, dessen Sohle sich allerdings einer Dicke und Festigkeit erfreut, daß sie selbst glühende Kohlen ungefährdet zu bearbeiten vermag. Bei Tage ist das Bild hingegen nichts weniger als grandios; im Gegenteil, die ewig dicke, undurchsichtige, den Fernblick hindernde Luft, wie sie als eine Begleiterscheinung dieses „Wildbrennens" dauernd über dem Erdteil lagert, ist nur zu sehr geeignet, dessen Eindruck auf den Reisenden recht erheblich herabzustimmen.

Der Endzweck dieses Brennens ist zu einem Teil die Überführung des mehrere Meter hohen trockenen Grases in die nützlichere Asche, vor allem aber doch die beabsichtigte Vernichtung ungezählter tierischer Schädlinge. Zweifellos werden beide Zwecke bis zu einem gewissen Grade erreicht; leider aber verhindert dieses selbe Verfahren auch die Entwicklung jedes kräftigen Baumwuchses. Selbst die kaum zwetschenbaumgroßen Bäume sieht der Europäer häufiger, als seinem kolonialbegeisterten Herzen lieb ist, langsam dahinglimmen. Stellenweise hat dieses Schicksal auch wirklich stattliche Vertreter des Waldes betroffen; dann kann es vorkommen, daß der Reisende erstaunt den Schritt mäßigt oder halb unbewußt haltmacht einer Erscheinung gegenüber, die sich von dem häßlichen Schwarzgrau des aschebedeckten Waldbodens in der Tat seltsam genug abhebt: eine lange, zarte, weiße Silhouette, an einem ihrer beiden Enden wohl gar noch in Verzweigungen aufgeteilt, hebt sich aus jenem häßlichen Chaos heraus — es ist das Brandgrab einer Zierde des Waldes, die in wochen-, ja monatelangem Glühen und Glimmen hier ein ruhmloses Ende gefunden hat.

Daß ein solcher „Dauerbrenner" den schweifenden Wildstamm sehr wohl zur zeitweiligen Festsetzung innerhalb seiner wärmenden Zone zu veranlassen vermag, wird niemand bezweifeln. Aber auch selbst, wenn unsere Vorfahren nun nicht gerade dieses, sondern irgendein anderes Verfahren beliebt haben sollten, so ist der Schritt vom bloßen Anschauen des Feuers bis zu seiner verständnisvollen Benutzung zweifellos kein großer gewesen; der Übergang vom ersten Anblick zum Gewöhnen und von da zum Benutzen birgt wirklich keine Sprünge.

Dem ist nun merkwürdigerweise — merkwürdig wenigstens für jede andere als ethnographisch-urgeschichtlich begründete Anschauungsweise — auch bei dem sicherlich viel gewaltigeren Übergang von bloßem Benutzen des Feuers zu seiner beliebigen Erzeugung nicht anders; auch hier ergibt sich das eine ganz ohne weiteres und leichthin aus dem andern.

In der alten Form war das Feuer, um mit Karl von den Steinen zu reden, ein Haustier, das dem Menschen sozusagen zugelaufen war, und das er lediglich mit behaglicher Ausdauer zu pflegen hatte. In der neuen Form stellt es hingegen eine Erfindung dar, die gemacht werden mußte. Hat der Mensch sie bewußt angestrebt? Hat er das Feuer ersonnen? Oskar Peschel scheint dieser Ansicht gewesen zu sein; in seiner berühmten, durch glänzende Darstellung und Tiefe und Weite des Blicks noch heute, ein Menschenalter nach dem Tode ihres Autors, klassischen „Völkerkunde" läßt er einen Prometheus der Eiszeit erstehen, der durch zielbewußtes Nachdenken und Experimentieren das Problem der Feuererzeugung zu lösen gewußt hat. Nun, ohne das Andenken des heimgegangenen Meisters der Erd- und der Völkerkunde im geringsten antasten zu wollen, mit voller Gemütsruhe können wir behaupten: so, wie Peschel meint, hat sich der Vorgang sicherlich nicht abgespielt. Auch weder der Priester mit seinem Feuerrade noch die schweifende Jägerschar am Fuß des sturmgepeitschten Baums und seines wild aneinandergeriebenen Ästepaares sind die Erfinder gewesen; diese Tat verdanken wir vielmehr — doch nein, warum sollten wir das Geheimnis so voreilig verraten? Gehen wir lieber einmal Schritt für Schritt vorwärts, dann wird der Leser schon ganz von selbst und ohne jegliches Zutun des ewig zum Dozieren geneigten Professors auf die Lösung verfallen.

In dem schönen, im Verhältnis zu den eigentlichen Sammlungs-

sälen des Museums vielleicht etwas zu stolzen Treppenhaus unseres Leipziger Völkermuseums steht zwischen der Sammlung aus dem alten Königreich Benin an der Westküste Afrikas und einer sehr lehrreichen Zusammenstellung aller urwüchsigen Geldsorten und Wertmesser aus aller Welt ein niedliches Schränkchen mit der Aufschrift: „Primitive Methoden der Feuererzeugung". Der Inhalt ist, der Schrankgröße entsprechend, nicht sehr groß, und gleichwohl umfaßt er dennoch nahezu lückenlos, was die Aufschrift besagt. In der Tat ist auch in dieser Beziehung der Ideenreichtum unseres Geschlechts nicht übermäßig groß gewesen, indem es über die mechanisch äußerst einfachen Verfahren des Bohrens, Reibens, Schabens, Sägens und Schlagens nicht hinausgekommen ist. Lediglich die beiden Verfahren des pneumatischen Feuerzeuges in Südostasien und des Brennglases setzen erheblichere physikalische Kenntnisse voraus; beide gehören denn auch Kulturschichten an, die sich von den Anfängen der Zivilisation bereits himmelweit entfernen.

Das verbreitetste Verfahren der Feuererzeugung ist das bereits geschilderte Feuerbohren; es erscheint ungeheuer einfach, erfordert aber, wie ja auch meine eigenen afrikanischen Erfahrungen nur bestätigt haben, eine nicht geringe Übung und Erfahrung. Je nach den Erdteilen und Ländern oder, richtiger vielleicht, je nach den näheren Umständen wechselt die Methode insofern, als ein einzelner Mann selbstverständlich auf sich allein angewiesen sein wird, wenn er an das schwierige Geschäft des Feuerquirlens herantritt; er wird demgemäß das Bohrbrett, wie man in der Literatur die Unterlage bezeichnet, ganz gleich, ob sie Brettform besitzt oder nicht, mit seinen Füßen oder Knien allein festzuhalten versuchen. Besteht die Gesellschaft aus mehreren, so wäre es töricht, wenn sich nicht zwei Geübte zusammentun würden, von denen der eine bohrt, während der andere die Unterlage hält.

Aber mit diesen äußeren Umständen scheint mir das Wesentliche des Vorgangs noch nicht getroffen zu sein. Mit meinen Studenten zusammen habe ich früher oftmals versucht, durch Bohren Feuer zu erzielen; wir arbeiteten ganz genau nach der Literaturschablone, die ich früher wiedergegeben habe. Ohne Erfolg; trotz der ungeheuerlichsten Anstrengung und der bewunderungswürdigsten Ausdauer. Bei den erfolgreichen Proben meiner Afrikaner fiel mir dann auf, daß es weder auf die Geschwindigkeit des Quirlens noch auf Ausdauer ankam,

sondern vor allem auf die Erzielung einer möglichst großen Menge von Bohrpulver, das allerdings dann auch noch an den rechten Ort fallen mußte, weiterhin zudem richtig behandelt sein wollte. Es ist bedauerlich, daß sich kinematographische Aufnahmen nicht auch in Buchform wiedergeben lassen; der Leser würde dann an der Hand meiner Aufnahmen mit einem Blick sehen, mit welch erfreulicher Behaglichkeit der starke Wanduwandu, ein prächtiger Yaomann, den später leider das Schicksal ereilte, von einem angeschossenen Elefanten erschlagen zu werden, seinen Bohrstab drehte; wie er nach drei- oder viermaligem, ganz ruhigem Herunterquirlen adlerscharf in das seitlich aus der Kerbe hervorgequollene Häufchen feinsten Bohrmehls hinunterspähte; wie er, nach erfolglosem Spähen, ohne sich im mindesten zu beeilen, noch einmal an dem Stab herunterquirlte, und wie er dann anfing, ganz, ganz leise in das Häufchen hineinzublasen. Dieses Anblasen nahm in allen Fällen einen ungleich größeren Zeitraum in Anspruch als das Quirlen selbst; es dauerte je nach der Art des Zunders und seines Trockenheitsgrades bis zu mehr als einer Minute. Erst nach und nach ist mir klar geworden, daß die Kenner des Verfahrens stets für einige Sandkörnchen in der Bohrgrube zu sorgen pflegten; Holz auf Holz gibt zwar Qualm und beißenden Rauch im Übermaß, aber wenig Bohrpulver; das wird hingegen in erwünschter Menge durch jene harten Friktionskörperchen erzeugt; auch in genügender Feinheit, so daß es sich auch bei langsamem Bohren sehr bald entzündet. Dabei ist dann das erste, kaum wahrnehmbare Fünkchen das Signal zum sofortigen Einstellen des Bohrbetriebes.

Das Verbreitungsgebiet dieser einfachen Bohrmethode ist ganz ungeheuer; es ist fast kosmopolitisch. Unsere gesamte arische Vorfahrengruppe hat in dieser Weise Feuer erzeugt; ganz Afrika gehört hierher mitsamt den Guanchen auf den Kanaren; auch fast ganz Amerika; und im Prinzip finden wir es auch bei den Hyperboreern.

Weniger verbreitet, aber technisch ebenso einfach ist die Methode des Feuerpflugs. Sie erfordert ebenfalls nur eine stock- oder brettförmige Unterlage und einen Reibstock. Es wird, wie schon der Name sagt, bei diesem Verfahren nicht gebohrt, sondern in einer Rille des Reibbretts gerieben. Der erste Endzweck ist auch hier die Erzeugung von möglichst vielem feinen Holzmehl, das sich in ganz analoger Weise wie beim Feuerbohrer entzündet, um den Funken seinerseits auf den eigentlichen Zunder weiterzuleiten. Dieser Feuer-

pflug ist im Stillen Ozean heimisch, wo er von den Hawaischen Inseln bis nach Tahiti und Neuseeland reicht und im Westen bis Fidschi geht. Auch die Dajak auf Borneo bedienen sich neben anderen Feuerzeugen dieser Methode. Auf Samoa (Abb. 20) soll man in 40 Sekunden mit ihr zum Ziel kommen; auf Hawai wird von 1 bis 2 Minuten und längeren Zeiträumen berichtet. Bei allen diesen Angaben ist jedoch nicht zu ersehen, ob sie sich auf die Zeit vom ersten Anreiben bis zum ersten Feuerfünkchen beziehen oder bis zum Auflodern des Zunders. Immerhin scheint mir dieser Feuerpflug noch weniger vollkommen zu sein als sein bohrender Kollege. Zudem ist er auch nicht im geringsten fortbildungsfähig.



Abb. 20. Feuerpflug auf Samoa.



Abb. 21. Feuererzeugung bei den Gauchos der Pampas. (Nach der Beschreibung bei Tylor.)

Das ist im Gegensatz zu ihm nun der Feuerbohrer im höchsten Maße gewesen. Hat der Gaucho auf den weiten Pampas Südamerikas einmal seine normalen Zündrequisiten, die Streichholzbüchse oder die altväterischeren Stahl und Stein, vergessen oder verlegt, so greift

auch er wieder zum uralten Verfahren der Voreltern zurück (Abb. 21). Einen elastischen trockenen Stock und ein beliebiges Stück andern Holzes findet er selbst auf jenen weiten Ebenen, oder er hat beides für alle Fälle bei sich. Auf dem Holzstück bohrt er dann lustig drauflos. doch nicht in der Weise der Naturvölker zwischen beiden ausgestreckten Händen, sondern in der Art unseres Zentrumsbohrers. Er geht in Beugehaltung, so daß sein Oberkörper über dem Bohrbrett schwebt; dann setzt er seinen Stab in das vorgeschnitzte Grübchen, setzt gleichzeitig das obere Ende gegen seine Brust oder auch gegen die durch ein Stück Leder geschützte Stirn, drückt den Stock zu einer leichten Bogenform zusammen, erfaßt ihn in der Mitte und führt nunmehr die Hand im Kreise herum. Das Verfahren gleicht also, wie gesagt, im Prinzip vollkommen der Arbeit mit unserem Zentrumsbohrer und hat auch dieselbe Wirkung: Bohrpulver wird auch mit ihm in gewünschter Menge und ohne besondere Kraftanstrengung erzielt.


Abb. 22. Der Strickbohrer.

Die weiteren Vervollkommnungen des Feuerbohrers gehören, im Grunde genommen, nicht mehr der Urstufe unserer Kulturentwicklung an, doch sollen sie der Vollständigkeit wegen auch hier kurz behandelt werden. Daß ein Bohrstab sich bequemer dreht, wenn man eine Schnur um ihn herumwickelt und nun abwechselnd nach entgegengesetzten Richtungen zieht, als wenn man ihn nach alter Weise zwischen den flachen Händen quirlt, ist eine Beobachtung, die von den verschiedensten Völkern gemacht worden ist. Allerdings gehören zu ihr zunächst zwei Mann (Abb. 22): einer, der mit seinen beiden Händen die Schnur bewegt, ein anderer, der das Bohrbrett festhält und gleichzeitig dem Bohrstab an dessen freiem oberen Ende ein festes Widerlager schafft. Die bloße Hohlhand ist zu diesem Zweck kaum geeignet; besser ist schon ein Stück Holz, in das man eine Grube als Lager für den Bohrstab geschnitzt hat, am besten aber ein tierischer Wirbelknochen, der eine solche Höhlung schon von Natur aus enthält. Ein solcher Knochen ist zudem zierlich genug, daß der Mensch ihn zur Not zwischen den Zähnen halten kann. Das hat den ungeheuren Vor-

teil mit sich gebracht, daß mit seiner Verwendung auch bei diesem Verfahren der zweite Mann überflüssig wird: der Mann nimmt die Bohrmütze, wie wir dieses obere Lager nennen, fest zwischen sein untadelhaftes Gebiß, klemmt den Bohrstab zwischen Knochen und Bohrbrett ein, schlingt die Schnur um den Stab, faßt sie mit beiden Händen und zieht lustig drauflos. Ein Vergnügen für die Zähne ist das Verfahren zwar keineswegs, wie mich eigene, opfermutig veranstaltete Versuche gelehrt haben, doch führt auch es in kurzer Zeit zum Ziel.

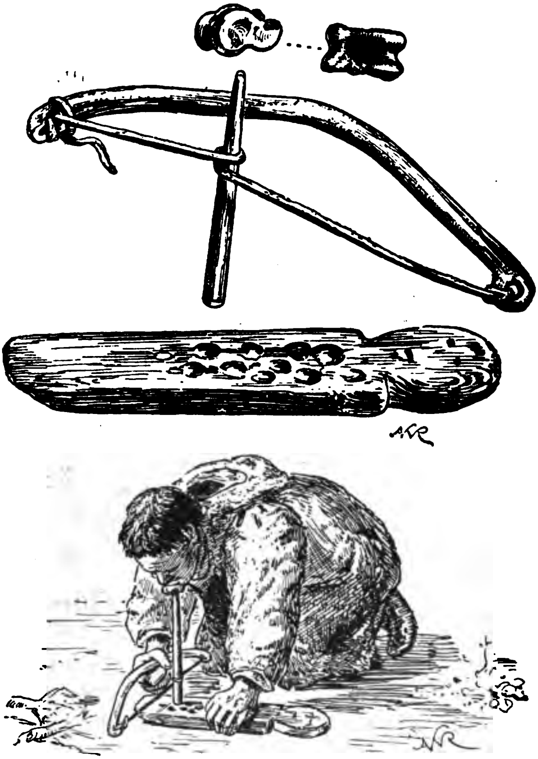


Abb. 23. Der Bogenbohrer.

Noch klüger sind die Völker gewesen, die es verstanden haben, bei diesem Verfahren sogar noch die eine Hand zu entlasten. Das ist geschehen, indem sie die beiden Schnurenden mit den Enden eines Bogens aus Knochen oder Holz verknüpften und nunmehr in derselben Weise darauflosgeigten, wie es der indische oder ostasiatische Drechsler an seiner primitiven Drehbank tut. Auch dieser Bogenbohrer (Abb. 23) setzt die Mitwirkung der Bohrmütze voraus, doch stellt er gegen die beiden vorhergehenden Verfahren erklärlicherweise eine bedeutende Verbesserung dar.

Die letzte Vervollkommnung des Feuerbohrers ist der Pumpenbohrer. Jeder von uns, der sich als Knabe einmal in die Geschmack-

losigkeit des Laubsägens verbissen hat, kennt diesen Pumpenbohrer in vervollkommter Gestalt. Ein schön polierter Handgriff fährt als Schraube ohne Ende rasselnd an einer gleichfalls schraubenförmig gestalteten Stahlstange auf und nieder. Diese Stange trägt am untern Ende einen feinen Bohrer, der bei der schnellen Umdrehung rasch das dünne Holz durchdringt und damit jene feinen Öffnungen schafft, durch die der kleine Künstler mit jenem Hochgefühl, das nur das Bewußtsein der vollkommenen Beherrschung der Materie schafft, seine feine Säge zieht. Die alten Algonkinstämme Nordamerikas machten die Sache in einfacheren Formen ab; ihr Bohrstab war mehr als meterlang; die Schraube ohne Ende ersetzte eine Doppelschnur, deren freie Enden an einer Querstange befestigt waren, wie die beigegebene Abbildung zeigt. Diese Querstange braucht man bei richtiger Konstruktion des Apparats nur auf und nieder zu führen, um ebenfalls eine quirlende Bewegung des Bohrstabs zu erzielen. Eine Bohrmütze ist dabei kaum nötig. In der Südsee und im Malaiischen Archipel ist der Apparat ebenfalls gebräuchlich, doch dient er dort in erster Linie zum Durchbohren der zu Schmucksachen verarbeiteten Muscheln und Schildpattschalen, in welchem Fall er dann unten allerdings mit einem harten Stein, einem Bergkristall oder dergleichen, bewehrt ist. Allem Anschein nach ist der Pumpenbohrer hier im Osten ein Einfuhrgut aus verhältnismäßig neuer Zeit; vielleicht verdankt der Ozeanier ihn sogar erst den Entdeckungsreisen der letzten Jahrhunderte.

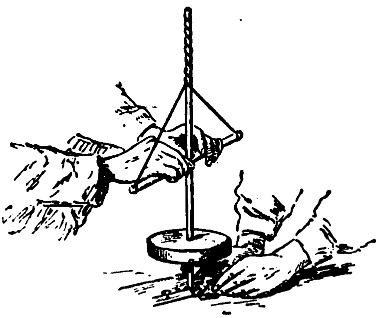


Abb. 24. Der Pumpenbohrer.

Bis jetzt haben wir nur die Prinzipien des Reibens und des Bohrens bei der Feuererzeugung verwandt gesehen; das dritte ist das Prinzip des Sägens. Hatten Strickbohrer, Bogenbohrer und Pumpenbohrer ihre Verbreitungsgebiete vorwaltend im höchsten Norden der Alten und der Neuen Welt und nur ausnahmsweise in südlicheren Breiten, so ist die Feuersäge in ihren bis jetzt bekannten beiden Abarten auf die Zone von Indien bis nach Australien hinüber beschränkt. In der typischen Form besteht diese Feuersäge aus zwei Bambussegmenten. Das eine dient als Unterlage, die konkave Seite

fest auf den Boden gedrückt. In seiner Scheidelinie hebt man eine Längskerbe aus, die nur eben die Wandung durchbricht und dem später zu erzeugenden Sägemehl nur eben den Durchgang gestattet. Unter die Kerbe und in sie hinein klemmt der Malaie (Abb. 25) dann einen Ballen jenes feinen Markes, welches das Innere des Bambus ausfüllt. Nunmehr kann die Arbeit beginnen. Der Mann setzt quer zur Unterlage seine Säge an. Das ist der andere Bambussplitter, den er hochkant aufsetzt, um ihn in ruhigem Sägetempo quer über den Längsschlitz der Unterlage hin und her zu führen. Die Kieselsäure der Rinde bringt auch hier eine Menge feinsten heißen Pulvers zuwege; dieses sammelt sich in der Kerbe, rieselt auf den Zunderballen hinab und entzündet ihn. Statt der Bambussegmente benutzt der australische Ureingeborene im Notfall einen gestürzten, angemorschten Baum, dessen Risse er mit trockenem Gras füllt, über welches er dann mit einem Stabe in genau derselben Weise „hinsägt" wie der Malaie über seinen Bambusschlitz. Nach allen Schilderungen ist diese Feuersäge ein recht vollkommenes Instrument.



Abb. 25. Malaiische Feuererzeugung.

Das letzte, erst in jüngster Zeit nach Konstruktion und Verwendung vollkommen klargestellte Sägefeuerzeug scheint nur auf ganz bestimmte Bezirke von Neuguinea beschränkt zu sein, das im übrigen den Feuerpflug besitzt. Der österreichische Ethnograph Dr. Pöch, dem wir diese endliche Klarstellung verdanken, beschreibt dieses zweifellos uralte, sehr einfache, aber auch sehr sinnreiche Verfahren folgendermaßen. Will der Poum-Mann — so heißt der Stamm, bei dem Pöch dieses Verfahren beobachtete — in dieser seiner Weise Feuer herstellen, so sucht er sich einen noch mit Rinde bedeckten Holzprügel aus, der etwa 1 Meter lang und 5 Zentimeter stark ist. Ihn spaltet er an einem Ende auf, klemmt in das Spaltende einen Holzkeil und treibt somit die Hälften des Prügels etwas auseinander. Um jedoch ein etwaiges Weiterspalten zu verhüten, umschnürt er den Knüppel etwas weiter vom Ende ab mit einer Liane. Jetzt wird der Knüppel an den Pfosten des Hauses oder sonstwo in horizontaler Lage derart

festgebunden, daß der Spalt senkrecht nach oben zeigt. Ist das geschehen, so knüllt der Feuerkünstler ein Stück trockenen Baumbastes zu einer Kugel zusammen und klemmt sie irgendwo in den Schmalteil des Spaltes. Bis jetzt gleicht das Verfahren also prinzipiell ganz der Feuersäge Indonesiens. Nun aber kommt es etwas anders. Zur Gewinnung der Säge löste Pöchs Gewährsmann Mazeng eines seiner vielen geflochtenen Rotangarmbänder in seine einzelnen Stränge auf. Einen von diesen etwa 1 Meter langen Strängen (Abb. 27) faßte Mazeng an einem Ende, ein anderer Mann desselben Stammes am andern; jeder von ihnen trat auf je eine Seite des Knüppels; sie legten den Strang



Abb. 26. Australier feuersägend. (Nach Brough Smyth.)

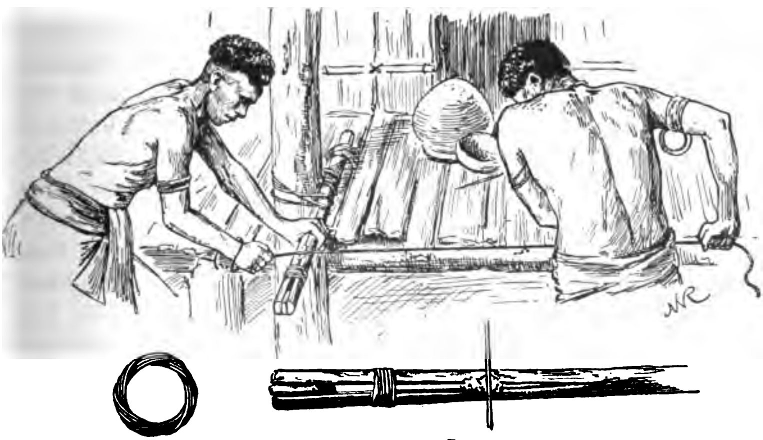


Abb. 27. Poum-Feuersäge. (Nach Pöch.) A Der Rotangarmring. B Der Sägebock.

quer über ihn, genau über dem Zunderballen; Mazeng sprach einen kurzen Zauberspruch, und dann begannen beide die Schnur kräftig hin und her zu ziehen. In ganz kurzer Zeit stieg Rauch von der Stelle auf, wo gesägt wurde, und die Rotangliane zersprang; sie war an der meist beanspruchten Stelle durchgerieben worden. Auch die Rinde des Feuerknüppels war durchgerieben, und selbst im Holz zeigte sich eine schwarze Furche. Aber der Baumbast glimmte ein wenig, und Mazeng fachte ihn durch Blasen weiter an. Schließlich zündete er, ein echter Sohn seiner Zeit, seine Zigarette an dem glimmenden Feuer an. Das Feuermachen kann, so meint Pöch, keine volle Minute gedauert haben. Das ist eine kurze Spanne Zeit, aber welche unmeßbaren Zeiträume und welch einen Menschheitsfortschritt symbolisiert sie gleichwohl: ein uraltes, auf die Anfänge menschlicher höherer Geistestätigkeit zurückführendes Verfahren dort, das Zigarettchen, dieses kokette Wahrzeichen des 20. Jahrhunderts, zugleich das Erzeugnis einer bis zur Raffiniertheit fortgeschrittenen Maschinentechnik, im selben Atem hier, kurz, sozusagen das untere und das obere Ende unserer gesamten Geistesentwicklung am selben Ort und zu gleicher Zeit — die Welt ist doch recht klein geworden.

Das vierte Prinzip ist der Schlag. Feuerstein und Stahl sind das obere Ende dieser Entwicklungsreihe, zwei zunächst im Spiel und halb unbewußt zusammengeschlagene Feldsteine das untere; Feuerfunken ergibt das eine wie das andere. Diese Erfindung, sofern es überhaupt eine ist, hat demnach jeder machen können, auch der ururälteste Vorfahr. Der springende Punkt ist hier weit mehr die Zunderfrage, und an ihr ist denn auch der größte Teil der Menschheit gescheitert. Wollen wir aufrichtig gegen uns sein, so wundert sich heimlich jeder darüber, daß die Schlagmethode so auffällig wenig verbreitet ist; man sollte sie allüberall erwarten. In Wirklichkeit findet sie sich stellenweise über Amerika verbreitet, im Feuerland, bei den Tehueltschen, in Alt-Mexiko, bei den Aleuten und den Eskimo. Mit dem Vorkommen bei den Griechen und uns kommen wir schon in höhere Regionen hinein.

Denen gehören nun auch zum Schluß die Feuerpumpe und das Brennglas an. Dieses ist uns von unserer Schulzeit her vom alten Archimedes gar sehr geläufig, der auf diese Weise ja sogar zum Fernzünder gelangte; jene ist bei uns wieder aktuell geworden, seitdem die böse Streichholzsteuer den Zorn und die Mißstimmung un-

ferer Hausfrauen in so hohem Maß erregt hat. In der Tat ist die Feuerpumpe, wie sie in Hinterindien und bei den Dayak auf Borneo neben mehreren der bisher geschilderten Feuerzeuge üblich ist, nichts anderes als eins der zahlreichen pneumatischen Feuerzeuge, wie sie seit langem bei uns nach allgemeiner Verwendung streben, wie Mollets Pumpe, Du Montiers Kompressionsfeuerzeug und das Tachopyrion. Der Apparat (Abb. 28) besteht aus einem handlichen Holzstück, aus dem eine enge Röhre recht gleichmäßig herausgebohrt worden ist. Unten ist die Röhre geschlossen. In ihr bewegt sich ein Stempel, mit einer Vertiefung am unteren Ende. In diese Vertiefung stopft man feinsten Zunder. Preßt man nun den Stempel mit aller Kraft in der Röhre nach unten, so erhitzt sich die komprimierte Luft und entzündet den Zunder. So steht's in den Büchern. In unserem Leipziger Völkermuseum verfügen wir über mehr als eine dieser Feuerpumpen; ich habe sie alle versucht, aber entzündet hat sich noch kein Zunderballen. Jedoch, es mag an mir oder gerade diesen Apparaten liegen.

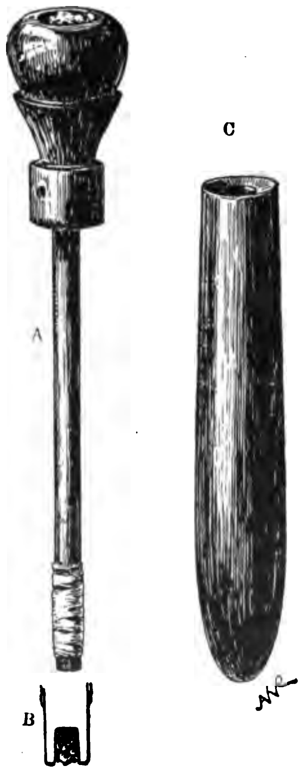


Abb. 28. Pneumatisches Feuerzeug von Südostasien und Borneo. A Stempel, B das untere Stempelende, C das Rohr.

Die Beantwortung der Frage, wie der Mensch zu allen diesen Methoden gekommen ist, bereitet sofort außerordentliche Schwierigkeiten, sobald man die von uns so ausführlich dargelegten Beweisgründe für die Priorität des bloßen Feuerbewahrens außer acht läßt oder sie gar als falsch verwirft. Nimmt jemand das Gegenteil an, so erblüht ihm sogleich die Pflicht, nunmehr doch die Punkte anzugeben, an die der Mensch hat anknüpfen können, um eine Reihe von Erfindungen zu machen, für die keinerlei Voraussetzungen bestanden.

Gleichwohl hat man die Beantwortung der Frage in dieser Richtung versucht, indem man das Vorhandensein jener Voraussetzungen

behauptete. Die erste Prämisse des Menschentums, so lautet diese Beweisführung, sei die Herstellung von Werkzeug und Waffe. Beide bestehen ursprünglich aus Holz und Stein, Knochen und Horn; auch in ihrer vermutlich sehr raschen Differenzierung und Weiterentwicklung gehen sie über diese Materialien für lange Zeit nicht hinaus. Alle diese Stoffe setzen nun zu ihrer Verarbeitung das Reiben, Schaben, Bohren, Sägen und Schlagen voraus, um zu den Gebrauchsgegenständen, Angriffs- und Schutzwaffen ausgestaltet zu werden, deren der Mensch in seiner neuen Rolle zur Durchführung seines Kampfes ums Dasein bedurfte. Bei der oft und immer wieder geübten Arbeit des Reibens, Schabens, Bohrens, Sägens und Schlagens habe der Mensch vollauf Gelegenheit zu der Beobachtung gehabt, daß jede von diesen Bewegungen Wärme erzeuge, und daß diese Wärme bei verstärkter Arbeitsleistung sich sogar zur Hitze steigere. Die einen greifen nun wieder zum Peschelschen Prometheus der Eiszeit zurück, der, auf seinen bisherigen Beobachtungen weiterbauend, diese Hitze durch gesteigerte Tätigkeit absichtlich bis zum Feuerausbruch steigerte; Vorsichtigere lassen hingegen den Zufall walten: bei ihnen springt das Feuer bei einer dieser Tätigkeiten des Reibens, Schabens, Bohrens, Sägens und Schlagens ganz unbeabsichtigt als Folge einer gelegentlichen übergroßen Kraftanstrengung zutage.

Diesen Theorien gegenüber weist Karl von den Steinen in dem bereits einmal angezogenen Artikel seines vielzitierten Reisewerkes auf die unlösbaren Schwierigkeiten hin, nun gerade das Bohren von Holz in Holz zu erklären, der doch bei weitem verbreitetsten Feuererzeugungsmethode. Wenn unser Urahn Holz gebohrt hat, sagt er, so habe er das ganz ohne Zweifel mittels Zahn, Knochen oder Stein besorgt, und selbst wenn es ihm einmal an diesen Materialien gefehlt haben sollte, so sei er sicherlich nicht darauf verfallen, ein Stück Holz, einen Stab oder dergleichen mit einem Stabe zu durchbohren, um ihn in zwei Teile zu zerlegen, sondern er habe ihn einfach zerbrochen, zerschnitten oder zerschlagen oder habe sich mit Binden, Schnüren oder irgend etwas anderem beholfen. Bohren wäre gerade das Allermühsamste gewesen.

So gelangen wir also nicht ans Ziel; dazu bedarf es vielmehr des Betretens jenes Weges, den wir von Anfang an eingeschlagen haben. Auch hier kann uns Karl von den Steinen ein bewährter Führer sein.

Der Mensch besaß das Feuer, und er wartete und pflegte seiner mit Eifer und notgedrungener Beharrlichkeit, denn er verstand nicht, es willkürlich zu erzeugen. Diese Pflege darf man sich keineswegs als leicht und sozusagen als Kinderspiel vorstellen; im Gegenteil, wir werden später sehen, wie gerade diese neu erworbene Pflicht die gesamte soziale Ordnung des jungen Menschengeschlechts von Grund aus umgestaltet hat, und wie es einzig und allein die Wartung dieses unbehilflichen jungen „Haustieres" gewesen ist, der wir Menschen unsern traulichen Herd, das schützende Dach, den Familiensinn, ja die ganze Seßhaftigkeit des höheren Kulturträgers, kurz, alles das zu verdanken haben, was uns das Leben erst lieb und wert macht. Selbst in wüstenhaften, regenarmen Gebieten kommen Momente vor, wo das glimmende Feuermagazin Gefahr läuft zu verlöschen. Dies mußte unter allen Umständen verhütet werden, mit welchen Mitteln es auch sei. Steinen schildert sehr lebendig, welche Mühe seine Karawane auf dem Rückmarsch von den Xinguquellen nach Cuyaba, der in der Regenzeit erfolgte, gehabt hat, den „Expeditionskloben" brennend zu erhalten, und wie es noch schwieriger war, das Feuer am Morgen von neuem wieder anzufachen. Seine Leute vermochten nur dadurch Abhilfe zu schaffen, daß sie von feuchten Reisern die Rinde losschälten, mit dem Messer schnitzelnd aus dem Innern eine Anzahl ziemlich trockener Spänchen hervorholten und diese mit großer Vorsicht und Geduld fast einzeln auf die glimmende Kohle brachten. Obendrein bedurfte es dann noch eines unausgesetzten Fächelns und Hauchens, um den gewünschten Endzweck zu erzielen. Genau dasselbe Verfahren üben nach Im Thurn auch die Indianer von Guayana; von den nordamerikanischen Indianern aber haben wir ja bereits früher vernommen, daß sie besondere Arten von Baumschwämmen zur Fütterung ihres Feuerhaustieres benutzten.

In dieser Technik des bloßen Feuererhaltens müssen wir überhaupt die wesentliche Aufgabe des Menschen vor der Erfindung des Feuerzeugs erblicken; sie hat ihn sicherlich nicht wenig geistige Anstrengung und scharfes Nachdenken gekostet. Immerhin hat er, wie es der erzielte Endzweck, das Forterben des Feuers auf die nächste Generation und die Nachbarn, lehrt, die Aufgabe gelöst. Er hat das Ziel nur dadurch erreichen können, daß er durch fortwährende tastende Versuche leicht brennbare Pflanzenteilchen kennen gelernt hat, die dann natürlich ebenso sorgfältig zu schützen und zu pflegen waren, wie

der stets gefährdete Feuerbrand selbst. Früh wird der Mensch die bei der Bearbeitung des Holzes, des Steinbeilgriffes oder der Waffen losgeschnitzelten und geschabten Späne als besonders geeignet für die Erhaltung und Wiederbelebung des verglimmenden Brandes erkannt haben. Ohne erheblichen Gedankensprung wird er sehr bald auch leichtes Holz zerrieben, zerschabt und zerschnitzelt haben, lediglich für den Fall, in besonders gefährlichen Augenblicken das Feuer zu retten und ohne an eine besondere anderweitige Verwendung der in jener Weise behandelten Materialien zu denken. Als das beste Rettungs- und Unterhaltungsmittel für das bei jedem Regenguß gefährdete „Haustier" wird man freilich — darauf deutet gerade die ungeheure Verbreitung des Feuerbohrers hin — die fein verteilte Masse des Bohrmehles erkannt haben, das ja beim Bohren mit Zahn, Muschel oder Stein in Holz — andere Bohrer kommen zunächst gar nicht in Frage — ebenfalls in reichlicher Menge erzielt wird. Auch diesem Mehl gegenüber wird man sich nicht damit begnügt haben, es als nur gelegentliches Abfallprodukt zu sammeln, in hohlen Rohrstücken, Hohlfrüchten und dergleichen als ständiges Reservemittel aufzubewahren und mit sich zu führen, sondern auch dies Mehl hat man zweifellos als Hauptprodukt absichtlich erzeugt. In der Tat glimmt es weit langsamer und nachhaltiger als jedes natürliche Schwammgewebe oder Pflanzenmark.

„Wer sind alsdann," so schließt Karl von den Steinen seinen prächtigen Exkurs, „die großen Genies der Urzeit gewesen, die die willkürliche Erzeugung des Feuers erfunden haben? Irgendein paar arme Teufel im nassen Walde sind es gewesen, denen der mitgenommene glimmende Zunder zu verlöschen drohte, und denen Muschel, Zahn oder Steinsplitter im Augenblick unerreichbar waren. Sie suchten sich einen Stock oder zerbrachen einen Rohrschaft; je dürrer das Holz war, desto leichter ließ es sich abbrechen und desto leichter würde es brennen. Eifrig bohrten sie Holz in Holz, um ein reichliches Quantum Mehl zu erzielen, oder, wenn es sich um Vorfahren der Polynesier handeln sollte, rieben sie Holz an Holz — ob sie das eine oder das andere taten, wird nur von ihren gewohnten Arbeitsmethoden abgehangen haben; sie wurden durch die Entdeckung erfreut, daß ihr mit dem Holzstock mühsamer, aber auch feiner losgeriebenes Pulver von selber glimmte und rauchte. Es ist richtig, wie Im Thurn von den Warrau sagt: ‚Das Holz liefert in sich selbst

den Zunder,' aber der Zunder lieferte auch in sich selbst die Flamme. Eine Entdeckung, die jeder prähistorische Vagabund zu machen imstande war, der nichts besaß als vom letzten Lagerfeuer her einen Rest Glimmstoff."

Diese Erklärung von den Steinens erscheint nach meinem Dafürhalten als durchaus zufriedenstellend; sie behebt auch eine Schwierigkeit, auf die Julius Lippert in seiner „Kulturgeschichte" aufmerksam macht, und die jedem andern Erklärungsversuch gegenüber standhält. Der Australier benutzt neben der Feuersäge von der früher geschilderten Art ebenfalls den Feuerbohrer. Nun ist der Ureinwohner des fünften Erdteils ebensowenig zum Durchbohren von Steinen fortgeschritten, wie er jemals in den Besitz des Bogens gelangt ist; für diesen ist er zu früh von der übrigen Menschheit abgeschnitten worden; sich zu jenem emporzuschwingen, hat ihn seine Entdeckung durch die Europäer verhindert. Steinbohrer und Feuerbohrer müssen auch an dieser Stelle deswegen in einem Atem genannt werden, weil nach der früher erwähnten Hypothese der Mensch die Erfindung des Feuerbohrers seinen Erfahrungen beim Durchbohren von Steinen verdanke. Wäre diese Ansicht richtig, so datierte bei uns die Kunst des willkürlichen Feuermachens nur um wenige Jahrtausende, nämlich bis zur jüngeren Steinzeit, zurück; alle die ungezählten Jahrzehntausende, ja vielleicht Hunderttausende von Jahren hindurch, in denen wir Feuerspuren in den archäologischen Fundstellen festzustellen vermögen, bis tief in die Eiszeit hinein, hätte sich der Mensch dann mit einfachem Dauerfeuer behelfen müssen. Das ist aber sicherlich kaum anzunehmen. Auch insofern geht die Hypothese fehl, als zwar gerade Steingeräte durchaus mit Holz, Bambus und dergleichen gebohrt worden sind und noch werden, indem man zwischen Bohrer und Unterlage feuchten Sand als Reibmittel schüttet, leider aber zeitigt diese Methode auch bei der gewaltigsten Anstrengung weder Hitze noch Feuer.

Der Australier hat also überhaupt keine Veranlassung zum Bohren mit Holz gehabt, weder zu dem von Holz auf Stein noch zu dem von Holz auf Holz. Gleichwohl übt er diese letzte Technik ganz allgemein, aber auffallenderweise ganz ausschließlich zur Erzielung von Feuer. Wie kann er, so fragt man sich unwillkürlich, zu einem anderen Endzweck darauf verfallen sein als zu dem von Karl von den Steinen vorhin geschilderten? In der Tat wird man zugeben müssen, daß jeder andere als dessen Erklärungsversuch auch hier im fünften Erd-

teil vollkommen versagt. Feines Holzmehl irgendwelcher Herkunft muß auch der Australier einmal als bestes Konservierungsmittel für sein Dauerfeuer erkannt haben; daß er es dann absichtlich und ausschließlich für diesen Zweck erzeugt haben wird, läßt sich ebenso sicher annehmen, wie für andere Erdgegenden. Von diesem Stadium aber bis zu dem Steinenschen Drama im Urwald ist dann nur ein kleiner Schritt.

VIII.

Schlußbetrachtung und Ausblick.

Die Behandlung der Feuerfrage hat uns, trotzdem sie sich mit nur einem einzigen Gegenstand aus dem Gesamtbesitz des Urmenschen befaßt, diesen Urmenschen gleichwohl bereits in der verschiedenartigsten Beleuchtung gezeigt. In genau derselben Weise wie das Tier sehen wir ihn zuerst die Wildnis durchschweifen, schutz- und obdachlos der Kälte und den Niederschlägen ausgesetzt und wahllos zum Munde führend, was da kreucht und fleucht und wie es kreucht und fleucht; dafür aber auch gänzlich frei und unabhängig von allen anderen Bewegungsgrenzen als den von den Nachbarhorden gezogenen. Überraschenderweise zwingt uns das Verhalten von Völkern wie den Australiern und den Wedda, den afrikanischen Pygmäen und dem Buschmann, die alle mit äußerster Eifersucht über die Respektierung ihrer Schweif-, Jagd- und Sammelgründe wachen, zu dem Schluß, daß der Lebensraum des Menschen zu keiner Zeit, auch seiner freiesten, weil durch keinen Feuerbesitz und kein Heim gehemmten, vollkommen unbegrenzt gewesen ist. Andererseits müssen wir für die ganze Urzeit unseres Geschlechts mit sehr dünn gesäten Horden rechnen — noch für die paläolithische Zeit Europas läßt sich eine nur außerordentlich geringe Bevölkerungsdichtigkeit nachweisen — so daß jene Grenzen in Wirklichkeit kaum bemerkbar gewesen sein müssen.

In diesem Freiheitsstadium trifft ihn nun das Schicksal, mit der für ihn bis dahin ganz fremden Erscheinung des Feuers vertraut zu werden. Er erwirbt es, da er es als nützlich und angenehm erkannt hat, und er pflegt und unterhält es in der Folge.

Ausgangspunkte und Beweggründe des Menschen für diesen seinen ersten großen aktiven Eingriff in die Natur sind zunächst nur

die Erkenntnis der Tatsache, daß das Feuer mit seiner behaglichen Wärme eine Annehmlichkeit bedeutet; sodann, daß es die Ernährungsbasis seines Entdeckers nicht nur zu verbreitern, sondern eine große Reihe von Nahrungsmitteln auch zu veredeln vermochte. Manches vordem Ungenießbare fand jetzt, geschmort und geröstet, seinen Weg in den Magen des Menschen; ja in vieler Beziehung entwickelte er sich gar zu einer Art Feinschmecker.

So erfreulich besonders diese letzte Errungenschaft für unsern Vorfahren gewesen sein muß, so wenig belang- und folgenreich ist doch gerade diese Seite der neuen Erwerbung für seine Nachfahren geworden. Freilich, es fällt uns schwer, uns in den Gedanken einer feuerlosen Küche zurückzuversetzen; aber wenn es sein müßte, ginge es ganz gut. Die Bewohner der nordeuropäischen Kjökkenmöddinger, ganz am Anfang der nordischen jüngeren Steinzeit, haben zwar das Feuer gekannt, aber in der Hauptsache hat ihre Nahrung in Austern und immer wieder Austern — wem läuft da nicht das Wasser im Munde zusammen! — und anderen mehr oder minder leckeren Seetieren bestanden. Gebacken haben sie sie klugerweise nicht. Genau denselben Befund zeigen aber auch die Küsten fast aller anderen Meere der bewohnten Erde, einerlei, ob wir die Antas des vorgeschichtlichen Portugal, die Sambaquis Südamerikas, die Shellmounds Nordamerikas, die Muschelhaufen Japans oder die Mirnjong Südostaustraliens auf ihre Bestandteile untersuchen.

„Ja, mein Herr," werden mir die Schlemmer unter den Lesern einwerfen, „das sind alles Vormenschen der Wasserkante gewesen; beweisen Sie uns gefälligst, daß auch die Binnenbewohner der Erdteile menschenwürdig ohne Feuer haben leben können. Solange Sie das nicht vermögen, müssen wir das Feuer nach wie vor feierlich und förmlich für eine der wesentlichsten Existenzbedingungen des Menschen überhaupt betrachten."

„Gemach, meine Herren! Für kurze, ja wenn es ihm hart ergangen ist, selbst auch wohl für längere Zeit hat es sicherlich schon einmal jeder von Ihnen ohne den gewohnten und zugegebenermaßen recht angenehmen ‚warmen Löffel im Leibe' auszuhalten vermocht, ohne sofort elendiglich zugrunde gegangen zu sein. Im Gegenteil, eine solche kalte Kur tut uns verwöhnten Hyperkulturträgern einmal äußerst wohl, auch wenn der Kaviar, der doch weder gekocht noch gebraten wird, im Menü nicht die Hauptrolle spielt. Nicht umsonst ist

Kaiser Karl V. zu dem Grabe Wilhelm Pöklings gewallfahrtet; auch hat ein recht zarter roher Schinken hoffentlich auch für Sie noch nicht jeden Reiz verloren. Geben Sie mir das zu, so will ich Sie von der Anerkennung der Vorzüge unserer zahllosen Frucht- und Obstsorten als menschenwürdiger Genußmittel ohne jeden weiteren Zwang entbinden; sie hätte schließlich auch ein feuerloser Mensch bis zu ihrer heutigen Feinheit hinaufszuzüchten vermocht. Blicken Sie dann aber gütigst doch auch zu anderen Völkern hinüber! Das Wort Eskimo bedeutet nicht ganz ohne Grund Rohfleischesser, und am Hofe weiland Kaiser Meneliks bestanden selbst die offiziellen Prunkdiners im wesentlichen aus gänzlich unzubereitetem fettem Fleisch, von dem man den einzelnen Bissen der Etikette gemäß obendrein noch dicht am Munde mit seinem Universalmesser abzutrennen hatte."

Zum Glück für die Menschheit haben sich also die Folgewirkungen des Feuerbesitzes doch nur zu einem Teil in der Richtung auf das Wohl ihres Magens erschöpft. Aus dem Rückgang der ursprünglich zweifellos vollständigen Körperbehaarung des Menschen auf ein Minimum schließen wir auf einen tropischen Herausbildungsherd unseres Geschlechts. Dürften wir nun annehmen, daß eine Erweiterung dieses ursprünglich heißen oder doch warmen Wohngebiets hätte bis in die eisigen Regionen der Polarkalotten hinein stattfinden können, ohne daß wir uns den Menschen nicht auch gleichzeitig im Besitz des wärmenden Feuers zu denken hätten? Freilich, vor einer Überschätzung des Klimas müssen wir uns auch jetzt hüten; Darwin und andere sahen mit Erstaunen und fast scheuer Bewunderung, wie die Feuerländer auch trotz ihrer mehr als dürftigen Kleidung jedes Lagerfeuer fast als etwas Überflüssiges empfanden — wir Europäer sind eben doch recht stark verwöhnt seit dem Aufkommen der Webkunst im fernen Pfahlbaualter. Im allgemeinen jedoch wird man das Feuer als die Vorbedingung für die Menschheitsverbreitung in kalte Klimate ansehen müssen. Gleichzeitig natürlich auch als die für das dauernde Bewohnen von Gebirgen und Hochländern. Das Inkareich und das der Azteken lagen beide über den Wolken. Sind sie beide ohne die Prämisse des Feuerbesitzes denkbar? Ich glaube kaum; der Mangel des einen hätte auch die Entstehung des andern ausgeschlossen.

Trotz seiner großen Verdienste um die Ausbreitung des Menschengeschlechts in der Richtung auf beide Pole zu ist das neue Haustier, Feuer genannt, doch gleichzeitig auch ein Hemmschuh ge-

blieben bis zu dem Moment, wo der Mensch es jederzeit und an jedem Ort willkürlich zu erzeugen vermochte. Also, so höre ich einwerfen, ist diese vermutlich sehr lange Periode in der Geschichte der Menschheit, im Grunde genommen, wohl gar eine Zeit des Rückschritts oder zum mindesten doch des Stillstands gewesen? Darauf antwortet die Völkerkunde mit einem Ja und einem Nein zugleich. Mit „Ja" ganz schüchtern insofern, als vor allem die Frau als die natürliche Hüterin des Glimmblocks noch unbeweglicher werden mußte, als sie es vorher auf Grund ihrer natürlichen Pflichten als Mutter und Wärterin der Kinder schon gewesen war. Mit einem entschiedenen „Nein" jedoch aus folgenden Gründen:

Hüterin des „Scharblocks", wie unsere Bauern noch im 19. Jahrhundert ihr ewig glimmendes Haustier nannten, ist von Anfang an die Frau gewesen. Sähen wir das nicht noch bei unseren Primitiven von heute, so könnten wir die Tatsache ganz ebenso mühelos auch aus unseren eigenen Verhältnissen rekonstruieren: auch bei uns muß der Mann hinaus; des Herdes aber waltet die Frau. Zu diesem Herd ist nun jener Scharblock rasch und unvermittelt schon in der Urzeit geworden, obendrein in ebendenselben beiden Bedeutungen, die das Wort auch bei uns noch hat, der eigentlichen engeren als der Bereitungsstätte der Nahrung, der weiteren und übertragenen als des gegebenen Vereinigungspunktes aller durch eine Lebensgemeinschaft Verbundenen. Die Empfindlichkeit der neuen Erwerbung gegen die Atmosphärilien zwang zur Erfindung des Dachs, des Hauses überhaupt; denn auch von der Seite her droht jedem freibrennenden Feuer Gefahr. In der Frau sehen wir somit die Erfinderin unseres Hauses. Hut ab, meine Herren!

Der Wilde, sofern er dem männlichen Geschlecht angehört, ist brutal und eigennützig; und selbst vor der Entdeckung des Feuers wird er nicht anders gewesen sein. Selber essen macht fett, denkt er und verspeist das Wild, wie er es soeben erlegt hat und gleich an Ort und Stelle. „Nicht übel," sagt da einer aus dem Kreise, und das frische Blut läuft ihm aus den Mundwinkeln über das struppige Kinn, „aber das Tier, das unsere Ahne gestern über das Feuer gehalten hat, roch sehr gut und schmeckte außerdem viel besser als dieses Fleisch." — „Na, du wirst doch nicht," fällt ihm der Häuptling schroff, aber mit beiden Backen kauend ins Wort, „was gehen uns die Weiber an?"

Doch Verräter, selbst an der besten Sache, hat es zu allen Zeiten

gegeben, und so ist auch von jenen Wilden einer nach dem andern zu Kreuze gekrochen, indem es ihn immer stärker zu „Muttern" zog. Ihr ewiges Feuer wärmte nicht nur so sehr angenehm und behaglich, sondern es lieferte auch den schönsten Braten, und die Hütte, die sie nach und nach um ihr Dauerfeuer konstruierte, schützte viel besser gegen Kälte, Nässe und Feinde als der bloße Himmelsdom, mit dem die Menschheit sich bis dahin begnügt hatte. Bald lehrte die auferzwungene relative Seßhaftigkeit die Frau auch die ersten Anfänge der Pflanzenzucht, zugleich auch die Herstellung des ersten Topfes, der nicht wie jeder Korb und jede Fruchtschale über dem Feuer verbrannte — sie kochte! Ei, wäre das ein Anlaß zu Festfeiern gewesen, hätte der Ahn die Tragweite erst dieser Erfindung — oder war es Entdeckung? — geahnt und erfaßt. Leider hat sein Seherblick weder hierzu ausgereicht, noch ist er der anderen Folgewirkungen dieses engeren Zusammenschlusses um das Herdfeuer bewußt geworden, trotzdem auch sie sich ausnahmslos auf sein eigenes ferneres Schicksal bezogen.

Vordem war die Stillzeit der Kinder aus Mangel an bequem genießbaren und leicht verdaulichen Speisen schier unendlich gewesen, und die Entfremdung der Gatten des Säuglings wegen nicht kürzer. Das hatte zu höchst seltsamen Beziehungen zwischen beiden Geschlechtern innerhalb der Horde und der Sippe geführt, bei denen sich lediglich das starke Geschlecht schadlos hielt. Jetzt, mit dem Gewinn der Möglichkeit, die vordem harten Körnerfrüchte, auch andere Vegetabilien, ja selbst das vordem im Haushalt der Frau nur selten anzutreffende Fleisch zu weichen, leicht verdaulichen Speisen umzugestalten, erblühte ganz ohne weiteres Zutun von irgendeiner Seite her die Aussicht, die Kleinsten nach kürzerer Zeit zu entwöhnen und dadurch die Mütter dem andern Geschlecht viel früher wiederzugeben. Diese Möglichkeit mag nicht überall ausgenützt worden sein, aus Gründen, die auseinanderzusetzen hier zu weit führen würde; ohne Wirkung auf die Ausgestaltung unserer ganzen sozialen Verhältnisse ist sie nicht geblieben.

Das alles sind Neuerungen im Dasein des Menschen, wie sie durch die bloße Errungenschaft des Dauerfeuers eingetreten sind. Schon allein in Rücksicht auf sie verdient der Gegenstand eine weitere und erweiterte Behandlung. Mit der andern Errungenschaft des Feuerzeugs selbst und der dadurch gegebenen Möglichkeit, den Herd nunmehr ganz beliebig zu verlegen, sei es über eine leicht überschreitbare Waldlichtung, sei es über ganze Länder und Erdteile, wächst erklär-

licherweise auch die Möglichkeit neuer Errungenschaften der Lebensführung in bedeutendem Maßstabe. Der Anfänge der Technik und ihrer Formen haben wir bisher nur vorübergehend Erwähnung getan; wie wird, so muß man sich fragen, sie sich entfalten, wo der Mensch nunmehr in den Stand gesetzt ist, seine Werkstatt dorthin zu verlegen, wo es ihm beliebt, oder wo es das Material und die Gelegenheit erfordern?

Inhaltsverzeichnis.

Satzung

§ 1. Die Gesellschaft Kosmos (eine freie Vereinigung der Naturfreunde auf geschäftlicher Grundlage) will in erster Linie die Kenntnis der Naturwissenschaften und damit die Freude an der Natur und das Verständnis ihrer Erscheinungen in den weitesten Kreisen unseres Volkes verbreiten.

§ 2. Dieses Ziel sucht die Gesellschaft zu erreichen: durch die Herausgabe eines den Mitgliedern **kostenlos** zur Verfügung gestellten naturwissenschaftlichen Handweisers (§ 5); durch Herausgabe neuer, von hervorragenden Autoren verfaßter, im guten Sinne gemeinverständlicher Werke naturwissenschaftlichen Inhalts, die sie ihren Mitgliedern **unentgeltlich** oder zu **einem besonders billigen Preise** zugänglich macht, usw.

§ 3. Die Gründer der Gesellschaft bilden den geschäftsführenden Ausschuß, den Vorstand usw.

§ 4. **Mitglied kann jeder werden,** der sich zu einem Jahresbeitrag von M 4.80 = K 5.80 h ö. W. = Frs 6.40 (exkl. Porto) verpflichtet. Andere Verpflichtungen und Rechte, als in dieser Satzung angegeben sind, erwachsen den Mitgliedern nicht. Der Eintritt kann **jederzeit** erfolgen; bereits Erschienenes wird nachgeliefert. Der Austritt ist gegebenenfalls bis 1. Oktober des Jahres anzuzeigen, womit alle weiteren Ansprüche an die Gesellschaft erlöschen.

§ 5. Siehe vorige Seite.

§ 6. Die Geschäftsstelle befindet sich bei der **Franckh'schen Verlagshandlung, Stuttgart,** Pfizerstraße 5. Alle Zuschriften, Sendungen und Zahlungen (vgl. § 5) sind, soweit sie nicht durch eine Buchhandlung Erledigung finden konnten, dahin zu richten.

Kosmos

Handweiser für Naturfreunde

Erscheint jährlich zwölfmal — 2 bis 3 Bogen stark — und enthält:

Originalaufsätze von allgemeinem Interesse aus sämtlichen Gebieten der Naturwissenschaften. Reich illustriert.

Regelmäßig orientierende Berichte über Fortschritte und neue Forschungen auf allen Gebieten der Naturwissenschaft.

Auskunftsstelle — Interessante kleine Mitteilungen.

Mitteilungen über Naturbeobachtungen, Vorschläge und Anfragen aus dem Leserkreise.

Bibliographische Notizen über bemerkenswerte neue Erscheinungen der deutschen naturwissenschaftlichen Literatur.

Kulturelemente der Menschheit

Von Dr. Karl Weule

Direktor des Museums für Völkerkunde und :: Professor an der Universität zu Leipzig ::

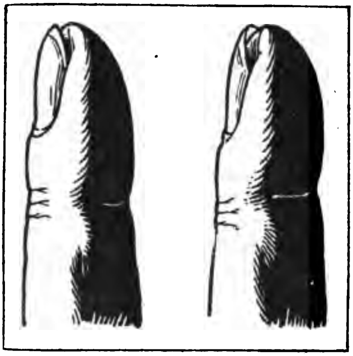
Mit zahlreichen Abbildungen

Für Nichtmitglieder: In farbigem Umschlag M 1.–. :: In Leinen gebunden M 1.80

Seiner „Kultur der Kulturlosen", die den allgemeinen geistigen Besitztümern der Menschheit gewidmet war, läßt der Verfasser Betrachtungen der Kulturelemente im einzelnen folgen.



Der Band bringt die Schilderung der urtümlichsten Bewaffnung zu Trutz und Schutz, der allgemein verbreiteten Techniken der Steinbearbeitung durch Schlag und Druck, der Bearbeitung des Holzes durch Schneiden und Schnitzen, durch Härten im Feuer und durch Biegen in der Wärme; der Behandlung der Häute durch Schaben und Reiben, des Flechtens und Färbens. Interessante Kapitel sind sodann diejenigen über die allgemeinen Methoden der Jagd und des Fischfangs und der anderen Weisen ältester Nahrungsgewinnung überhaupt; ferner über die Zubereitung der Nahrung und der ersten Genußmittel; schließlich über die Anfänge des menschlichen Wohnbaus. Insgesamt umfaßt also der stoffliche Gemeinbesitz der Menschheit einen überraschend großen Komplex von Erfindungen und Geisteserrungenschaften, weit mehr jedenfalls, als wir unseren ältesten Vorfahren gemeiniglich zuzutrauen gewohnt sind. Wie immer wird der Text auch diesmal durch zahlreiche Abbildungen erläutert und belebt werden.





Studium gewidmet. Die Vorzüge des Autors: scharfe Beobachtungsgabe, plastische Darstellungskraft, glänzender Stil, völlige Beherrschung des Stoffes und umfassende Kenntnis der Fachliteratur, treten deshalb in seiner neuen Arbeit besonders klar zutage. Eine reiche Illustration in Gestalt von Tafeln und Textbildern macht den Text so anschaulich wie möglich.



Der Mensch der Pfahlbauzeit

Von **Wilhelm Bölsche**

Mit zahlreichen Abbildungen

Für Nichtmitglieder:
In farbigem Umschlag M 1.—
In Leinen gebunden . M 1.80

Bölsches Begabung auf dem Gebiete populär-wissenschaftlicher Darstellungskunst ist bekannt genug, als daß es nötig wäre, sie noch einmal ins rechte Licht zu setzen. Die Pfahlbauperiode hat uns eine Unmenge Funde überliefert, die für die prähistorische Forschung von weittragender Bedeutung waren. Bölsche gibt eine überaus lebendige, anschauliche und wissenschaftlich einwandfreie Schilderung der damaligen Zeit, die durch ein gediegenes und reichhaltiges Bildermaterial besonders anregend gestaltet ist.

Die Naturwissenschaft fördert die Fähigkeit des Menschen, das Leben zu behaupten und sich Lebensgüter zu verschaffen!

Die ordentlichen Veröffentlichungen

der früheren Jahre stehen neu eintretenden Mitgliedern, solange Vorrat, zu Ausnahmepreisen zur Verfügung.

: 1904 : (Handweiser vergriffen) zusammen für M 4.— (Preis für Nichtmitglieder M 5.—), geb. für M 6.20 (für Nichtmitglieder M 8.40): ☐ ☐

Bölsche, W., Abstammung des Menschen.
Meyer, Dr. M. Wilh. (Urania-Meyer), Weltuntergang.
Zell, Dr. Th., Ist das Tier unvernünftig? (Doppelband).
Meyer, Dr. M. Wilh. (Urania-Meyer), Weltschöpfung.

: 1905 : (Handweiser vergriffen) zusammen für M 4.— (Preis für Nichtmitglieder M 5.—), geb. für M 6.75 (für Nichtmitglieder M 9.—): ☐ ☐

Bölsche, Wilhelm, Stammbaum der Tiere.
Francé, R. H., Das Sinnesleben der Pflanzen.
Zell, Dr. Th., Tierfabeln.
Teichmann, Dr. E., Leben und Tod.
Meyer, Dr. M. Wilh. (Urania-Meyer), Sonne und Sterne.

: 1906 : ungebunden zusammen M 4.80 (für Nichtmitglieder M 7.80) und gebunden für M 7.55 * (für Nichtmitglieder M 11.80): ☐ ☐

Kosmos, Handweiser für Naturfreunde. 1906: 12 Hefte (Preis für Nichtmitglieder M 2.80).
Francé, R. H., Liebesleben der Pflanzen.
Meyer, Dr. M. Wilh., Rätsel d. Erdpole.
Zell, Dr. Th., Streifzüge durch d. Tierwelt.
Bölsche, Wilh., Im Steinkohlenwald.
Ament, Dr. W., Die Seele des Kindes.

: 1907 : ungebunden zusammen M 4.80 (für Nichtmitglieder M 7.80) und gebunden für M 7.55 * (für Nichtmitglieder M 11.80): ☐ ☐

Kosmos, Handweiser für Naturfreunde. 1907: 12 Hefte (für Nichtmitgl. M 2.80).
Kuhlmann, Aus der Wunderwelt des Wassertropfens.
Zell, Dr. Th., Straußenpolitik.
Meyer, Dr. M. W., Kometen u. Meteore.
Teichmann., Dr. E., Fortpflanzung und Zeugung.
Floericke, Dr. K., Die Vögel des deutschen Waldes.

: 1908 : ungebunden zusammen M 4.80 (für Nichtmitglieder M 7.80) und gebunden für M 7.55 * (für Nichtmitglieder M 11.80): ☐ ☐

Meyer, Dr. M. W., Erdbeben u. Vulkane.
Teichmann, Dr. E., Die Vererbung als erhaltende Macht im Flusse organischen Geschehens.
Sajó, Krieg u. Frieden im Ameisenstaat.
Dekker, Naturgeschichte des Kindes.
Floericke, Dr. K., Säugetiere des deutschen Waldes.

: 1909 : ungebunden zusammen M 4.80 (für Nichtmitglieder M 7.80) und gebunden für M 7.55 * (für Nichtmitglieder M 11.80): ☐ ☐

Unruh, Leben mit Tieren.
Meyer, Dr. M. Wilh., Der Mond.
Sajó, Prof. K., Die Honigbiene.
Floericke, Dr. K., Kriechtiere und Lurche Deutschlands.
Bölsche, Wilh., Der Mensch in der Tertiärzeit und im Diluvium.

: 1910 : ungebunden zusammen M 4.80 (für Nichtmitglieder M 7.80) und gebunden für M 7.55 * (für Nichtmitglieder M 11.80): ☐ ☐

Koelsch, Von Pflanzen zwischen Dorf und Trift.
Dekker, Fühlen und Hören.
Meyer, Welt der Planeten.
Floericke, Säugetiere fremder Länder.
Weule, Kultur der Kulturlosen.

Jeder reich illustrierte Band ist auch einzeln käuflich und kostet Nichtmitglieder geheftet M 1.—, fein gebunden M 1.80.

Der Handweiser 1906 und ff. enthält u. a. die berühmten Schilderungen aus dem Insektenleben von J. H. Fabre, Aufsätze von Bölsche, Dekker usw.

Die sämtlichen noch vorhandenen Jahrgänge der Kosmos-Veröffentlichungen (s. obige Zusammenstellung) liefern wir an Mitglieder:

geheftet	für M 27.—	(Preis für Nichtmitglieder M 49.—)
gebunden (auch Handweiser)	„ „ 45.50	(„ „ „ „ 81.20)

auch gegen kleine monatliche Ratenzahlungen.

*) Wird auch der Handweiser gebunden gewünscht, so erhöht sich der Preis um 85 Pf.

Stuttgarter Setzmaschinen-Druckerei, G. m. b. H., Stuttgart.



Der „Waidmann" schreibt: Ein Buch von Tiererzählungen, wie dieses, hat die Welt noch nicht gesehen.

Ernest Seton Thompson

Bingo und andere Tiergeschichten

Mit 200 Illustrationen, in orig., eleg. Einband geb. M 4.80.

Das Buch enthält acht Erzählungen, die in packender Weise das Intime, das Heitere und Tragische aus dem Leben freier Wald- und Feldbewohner schildern. Der Autor, Naturforscher, Dichter und Künstler in einer Person, hat sich in diesen Biographien zum Anwalt der Tiere gemacht und deren Empfindungen, Gefühle und Gewohnheiten mit Feder und Stift meisterlich wiedergegeben. Das Buch ist frisch und originell geschrieben und wird jedem Freunde der Tierwelt und der Natur,

Erwachsenen wie Kindern

eine sehr willkommene Lektüre bieten. Einen ganz besonderen Reiz erhält das Buch durch seine höchst originelle Art der Illustration, teils im Text verstreut, teils als Vollbilder, die von der Hand des Verfassers selbst herrührt. — Von der englischen Originalausgabe wurden seit Erscheinen weit über 100 000 Exemplare abgesetzt.





Das Werk ist in jeder Buchhandlung zu haben.

Franckh'sche Verlagshandlung in Stuttgart.

Farbendruck von Carl u. August Ulshöfer, Stuttgart.